C

Ausgewählte

Parabeln,

zur Bildung

des

Geistes und Herzens

herausgegeben

von

Heinrich Rebau.

[d. i. August Gebauer]

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1840.

von Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

Nathan.

Nathan, ein Prophet und weiser Lehrer zu Salem, saß unter seinen Jüngern, und die Worte der Lehre und der Weisheit flossen wie Honig von seinen Lippen.

Da sprach einer seiner Jünger, Gamaliel: „Meister, wie kommt es, daß wir so gern deine Lehren empfangen, und Alle horchen der Rede deines Mundes?“

Da lächelte der bescheidene Lehrer und sprach: „Heißet mein Name nicht Geben *)? Der Mensch nimmt ja gerne, wenn man nur zu geben weiß!“

„Wie giebst du denn?“ fragte Hillel, ein anderer von denen, die zu seinen Füßen saßen.

Und Nathan antwortete: „Ich reiche euch den goldenen Apfel in silberner Schale. Die Schale empfanget ihr, aber ihr findet den Apfel.“

Ein andermal fragte Gamaliel den weisen Nathan und sprach: „Meister, warum lehrest du uns in Gleichnissen?“

Nathan antwortete und sprach; „Siehe, mein Sohn! als ich ein Mann ward, vernahm ich das Wort des Herrn in meinem Herzen, daß ich ein Lehrer des Volkes würde, und der Wahrheit Zeugniß gäbe, und der Geist Gottes kam über mich: da

*) Dieß bezeichnet nämlich das Wort Nathan.

ließ ich meinen Bart wachsen, und kleidete mich in grobhären Tuch, und gieng hinaus unter das Volk, und strafte sie mit harten, gewaltigen Worten. Aber die Menschen flohen vor mir, und nahmen meine Worte nicht zu Herzen, oder sie deuteten meine Straf-Reden auf Andere.«

»Da ergrimmete ich in meinem Geist, und floh hinaus in die Nacht auf das Gebirge Hermon, und sprach in meinem Herzen: Wollen sie das Licht nicht, so mögen sie in Nacht und Dunkel wandeln, und in der Finsterniß verderben! So rief ich, und wandelte zürnend in der finstern Nacht.«

»Siehe! da kam die Dämmerung, und die Morgenröthe stieg am Himmel empor, und der Thau des Morgens troff hernieder auf das Gebirge Hermon. Da entwich die Nacht, und Hermon duftete: denn der Schimmer des Morgenrothes war sanft und lieblich, und die Nebelwolken schwebten um die Gipfel der Berge, und feuchteten das Erdreich. Die Menschen aber wanderten fröhlich, und schauten zur Morgenröthe empor. Da stieg der Tag vom Himmel hernieder, und die Sonne kam aus den Armen des Morgenrothes, und bestrahlte die bethaueten Pflanzen.«

»Und ich stand und schauete, und es ward mir sonderlich im Herzen. Da erhob sich säuselnd der Morgenwind, und ich vernahm im Gesäusel die Stimme des Herrn, die redete zu mir und sprach: Siehe, Nathan! so sendet der Himmel dem Sohne der Erde seine köstlichste und zarteste Gabe, das süße Tageslicht!«

»Als ich nun vom Gebirge herniederstieg,« fuhr der Prophet fort, »da führte mich der Geist des Herrn unter einen Granatbaum. Der Baum aber war schön

und schattig, und er trug zu gleicher Zeit Blüthen und Früchte.«

»Und ich stand in seinem Schatten und schauete seine Blüthe an und sprach: O wie ist sie so schön und röthlich, gleich dem zarten Hauche der Unschuld auf blühender Wange!«

»Und als ich mich näher hinzuneigte, fand ich auch die herrliche Frucht, verborgen in dem Schatten der Blätter.«

»Da geschah zu mir das Wort des Herrn aus dem Granatbaume und sprach: Siehe, Nathan! so verheißet die Natur die liebliche Frucht in einfacher Blüthe, und reichet dieselbe, ihre Hand verbergend, im Schatten des Laubes!«

»Und nun,« fuhr der weise Nathan fort, »kehrt' ich frohen Muthes nach Salem zurück; ich that mein rauhes Gewand von mir, salbete mein Haupt, und lehrte die Wahrheit in fröhlicher Weise und in Gleichnissen.«

»Denn die Wahrheit ist ernst und hat wenig Freunde. Darum liebet sie das einfache und fröhliche Gewand, auf daß sie Freunde nnd Jünger gewinne!«

Die Blumenlese.

Die zarte unschuldige Therese hatte den schönsten Theil des Frühlings auf dem Krankenbette zugebracht. Als sie nun genas und wieder Kräfte gewann, redete sie von den Blumen und fragte: ob sie auch so schön

blüheten, wie das vorige Jahr, denn sie liebte die Blumen sehr, aber sie konnte nicht hinausgehen, sie zu pflücken. Da nahm Erich, der Bruder des kranken Mädchens, ein Körbchen, und sagte heimlich zur Mutter: „Ich will ihr die schönsten des Feldes bringen!“ Und so gieng er hinaus in das Gefilde zum ersten Male. Denn so lange die geliebte Schwester darniederlag, hatte er sie nicht verlassen wollen. Jetzt däucht' es ihm, als sey der Frühling nie so schön gewesen. Denn er sah und empfand ihn in einem frommen und liebevollen Herzen.

Der fröhliche Knabe lief bergauf, bergab. Um ihn her sangen die Nachtigallen, summten die Bienen, flatterten die Sommervögel, und zu seinen Füßen blüheten die schönsten Blumen. Er aber ging und sang, und hüpfte von einem Hügel zum andern. Seine Seele war so heiter, wie der blaue Himmel über ihm, und sein Auge glänzte; wie ein Brünnlein, das aus Felsen quillt.

Endlich war sein Körbchen voll der schönsten Blumen, und oben darüber lag ein Kranz von Felderdbeeren, wie Perlen an einen Grashalm gereiht. Lächelnd blickte der glückliche Knabe in sein volles Körbchen, und lagerte sich auf weichem Moos im Schatten einer Eiche. Hier sah er ruhig die schöne Gegend im Glanze des Frühlings sich vor ihm ausbreiten, und horchte dem Wechselgesang der Nachtigallen.

Aber er hatte sich müde gefreut. Selbst der Jubel des Feldes und das Lied der Nachtigall schläferten ihn ein.

So lag er neben seinem vollen Körbchen — selbst ein lebendiges Bild der sinnlichen Freu-

den, deren Genuß ihn erschöpft hatte, und ihres Verwelkens.

Ruhig schlummerte der holde Knabe. Siehe! da erhob sich am Himmel ein Gewitter. Dunkel und schweigend zog das Gewölk herauf. Blitze leuchteten und die Stimme des Donners tönte immer näher und lauter. Plötzlich brauste der Wind in den Aesten der Eiche. Da erschrack der Knabe und erwachte. Ringsumher sah er den Himmel von drohenden Wolken verhüllt. Kein Sonnenstrahl erleuchtete das Feld. Seinem Erwachen folgte bald ein heftiger Donnerschlag. Der arme Knabe stand wie betäubt von diesem Wechsel der Dinge.

Sohn der Freude, bist du sicherer auf deiner fröhlichen Bahn?

Schon rauschten dicke Regentropfen durch das Laub der Eiche. Da raffte der erschrockene Knabe sein Körbchen auf und entfloh. Das Gewitter war über seinem Haupte. Regen und Sturm nahmen überhand, und der Donner rollte schrecklicher. Das Wasser strömte aus seinen Locken und von seinen Schultern. Kaum vermochte er seines Weges zu wandeln. Plötzlich faßte ein heftiger Windstoß das Körbchen in der Hand des Knaben, und zerstreute alle seine sorgsam gesammelten Blumen über das Feld hin.

Da entstellte sich seine Geberde, und mit zürnendem Unmuthe schleuderte er nun auch das leere Körbchen zu seinen Füßen auf den Boden. Laut weinend und durchnäßt erreichte er endlich die Wohnung seiner Aeltern.

Weiser Sohn der Erde, ist dein Unmuth und die Gestalt deines Zürnens lieblicher,

wenn dir ein Wunsch versagt ward, oder ein Plan mißlang?

Bald verzog sich das Gewitter, und der Himmel klärte sich wieder auf. Die Vögel begannen von neuem ihre Lieder, der Landmann seine Arbeit. Die Luft war reiner und kühler geworden, und eine süße Ruhe herrscht' im Thale und auf den Hügeln. Dem neugetränkten Gefilde entquoll Stärkung und Wohlgeruch. Alles schien erneut und verjüngt, als käme die Natur so eben erst aus den Händen ihres liebenden Schöpfers, und die Bewohner des Feldes blickten mit dankbarer Freude zu dem fernen Gewölke empor, das ihren Fluren Segen und Gedeihen gebracht hatte.

Stürme reinigen die Luft, aus dunklem Gewölk steigt des Himmels Segen hernieder. Den Sohn der Erde bilden Leiden und Kampf, daß er die Frucht der Veredlung in sich selbst erzeuge.

Bald lockte der heitere Himmel den verscheuchten Knaben von neuem in das Gefilde. Beschämt über seinen Unmuth gieng er in der Stille zurück, sein hingeworfenes Körbchen wieder aufzusuchen, und es mit frischen Blumen zu füllen. Auch er fühlte sich neubelebt. Der Hauch der kühlern Luft, der Geruch des Feldes, das Laub der Bäume, der Gesang des Waldes, alles schien nach dem Gewitter und erquickenden Regen ihm doppelt schön. Und das beschämende Bewußtseyn seines thörichten und ungerechten Unmuthes machte seine Freude sanfter und bescheidener.

Die Freuden der Erde bedürfen der Würze des herben Wechsels zu ihrer Erhal-

tung und Veredlung. Ein Beweis ihrer irdischen Natur!

Noch lag das Körbchen am Abhang des Hügels. Eine Brombeerstaude hatte es zurückgehalten, und gegen die Gewalt des Windes geschützt. Das Feld glänzte wie ein Sternenhimmel. Der Regen hatte tausend frische Blüthen hervorgelockt, tausend Knospen geöffnet, und auf den Blättern perlten Thautropfen. Erich aber schwärmte umher, wie eine emsige Biene, und pflückte.

Da neigte sich die Sonne zum Untergange, und der fröhliche Knabe enteilte mit vollem Körbchen zur Heimath. Wie entzückte ihn sein Blumenschatz und der Perlenkranz seiner frisch gesammelten Erdbeeren! Die untergehende Sonne umstrahlte sein freundliches Antlitz, während er heimwandelte. Aber noch freundlicher glänzte sein Auge, als er den Dank und die Freude der zärtlichen Schwester vernahm.

„Nicht wahr," sagte die Mutter, „die Freuden, die wir Andern bereiten, sind doch die schönsten von allen?"

Das bittere Blümchen.

Eine Mutter ging an einem Frühlingstage mit ihrem Töchterlein hinaus in das Gebirge. Und als sie nun draußen waren, freute sich das Mägdlein der vielen Blumen und Pflanzen, die am Wege standen und blüheten.

Aber vor andern hatte sie Wohlgefallen an einem Blümchen, das war klein und zart, und seine Farbe

war röthlich und schön. Mina — denn also hieß das Mädchen — brach das Blümchen und betrachtete es mit Freude, und küßte es, und roch daran, und konnte nicht aufhören, es zu preisen.

Aber bald wurde sie alles dessen überdrüssig und satt. Sie verlangte noch größere Freude an dem Blümchen zu haben, und steckte es in den Mund, und wollte es essen.

Aber was folgte nun? Mina kam in vollem Lauf zur Mutter, und weinte und rief: „O liebe Mutter! das Blümchen war so schön von Gestalt und Farbe, und da aß ich es, aber nun ist es so bitter, daß es mir inwendig den Mund ganz kraus ziehet. O! pfui der bösen häßlichen Blumen!“

So sagte das Mägdlein; aber die Mutter antwortete und sprach: „Mein liebes Kind, warum schmähest du die Blümchen? Sie sind doch immer noch so schön von Gestalt und Farbe wie zuvor, und geben einen lieblichen Geruch; ist das nicht viel und genug? Man isset ja auch die Blümchen nicht!“

Die Röslein.

Eines Tages, als Mutter Maria ihrem Töchterlein Röschen viele anmuthige Geschichten erzählt hatte, in denen allerlei Mädchennamen, Emma, Laura, Bertha und dergleichen weiter vorgekommen waren, fragte diese ganz betrübt: „Aber, liebe Mutter! warum hast du mir denn keinen so schönen gegeben? Der

meinige klingt doch gar zu gewöhnlich, und hätte er mir auch früher gefallen, wo ich noch keine andern kannte, so würde ich doch von heute an sicherlich keine Freude mehr daran haben.«

Die Mutter erwiederte aber als Antwort: »Komm, liebes Kind, laß uns hinaus in den Garten gehen! Es ist ein herrlicher Morgen, den dürfen wir nicht daheim versitzen!«

Da nahm Röschen ihr Strickkörbchen geschwind an den Arm, und bald waren sie draußen unter den tausendfältig blühenden Blumen.

Röschen konnte sich kaum satt sehen an dem bunten Farbengemisch, und vergaß Mutter, Stricken und alles Andere um sich herum vor lauter Freude; denn mit dem jungen Tage hatten sich überall frische Knospen blühend entfaltet.

Eben stand sie entzückt vor einem Rosenstocke, dem einzigen im Garten, und rief der in einiger Entfernung stehenden Mutter zu: »Nein, hierher mußt du kommen, liebe Mutter, wenn du etwas Schönes sehen willst, zu den himmlischen Rosenknöspchen!«

Diese willfahrete gern der Bitte des Kindes, und freute sich ebenfalls des herrlichen Blüthengewächses im Herzen.

»Aber, mein Kind!« fragte sie nach einer Weile, wie verwundert, »sollten dir denn die Röschen hier wirklich gefallen, da dir dein Name vorhin doch so widerlich vorkam?«

»Ach, liebe Mutter!« erwiederte die Kleine, indem ihr Auge sich mit Thränen füllte, »ach, ich habe wohl schon im Stillen bedacht, wie sehr undankbar ich vorhin gewesen bin, und schäme mich vor den

schönen Blumen, die sich ihres Namens so zu freuen scheinen.«

»Ja wohl freuen sie sich!« sagte die Mutter. »Blitzt ihnen die Freude nicht aus den Augen heraus? Und auch du, mein Kind, sollst immer froh und heiter seyn, damit du den Blumen, die dir den schönen Namen gegeben haben, gleichest, und Allen, die dich sehen, ein liebliches Bild seyst.«

Die Erde und das Leben.

Wie ist die Erde so reich, und das Leben auf ihr so schön! Es wölbt der Himmel sich darüber mit Sonne, Mond und Sternen, als schützende Halle. Blumen trägt sie und Bäume voll saftiger Frucht, Gras und Kräuter ohne Zahl. Aus ihrem Schooße sprudeln Quellen, und bilden sich, eine in die andere verschlungen, zu großen Strömen, die gehen durch Schluchten, an Ufern voll goldener Trauben vorbei, und tränken sanft mit ihrer Fülle. An Bergen und Thälern, an Wiesen und Wäldern, welch ein reicher Wechsel! Kein Raum ohne Leben! Der Geschöpfe eine unsägliche Zahl! Groß und Klein, der Adler in den Lüften, wie der Wurm, der im Staube kriecht, die sumselnde Mücke und die melodiereiche Nachtigall — sie freuen sich alle ihres Daseyns mit wechselnder Lust! Wie ist die Erde so reich, und das Leben auf ihr so schön!

Und doch wie dürftig, wie einsam dem Menschen, wenn der Bruder, die Schwester ihm nicht

beigegeben wäre zu lieber Gemeinschaft! O ihr Seelen, die ihr leidet und euch freuet, gleich mir, mit euch die Gaben der Erde zu theilen, ihre Schönheiten zu genießen, ihren Wechsel zu bewundern, dieß erhöhet das Menschenglück! Und wir athmen die Wonne des Mai's in vollen Zügen, und schmücken uns mit Blumen. Der Morgen weckt zur Freude und der Abend findet uns in traulichem Gespräch. Da wählt das Herz sich seine Lieblinge — und die Erde wird reicher und schöner das Leben auf ihr!

Schöner und reicher? Und der Tod kommt und nimmt, die wir am meisten liebten, mit denen wir Ein Herz und Eine Seele waren, nimmt und legt sie und uns in's finstere Grab?! — Dennoch schöner und reicher! Das sehnende Herz verlangt von hinnen nach kurzer Frist. — Seine Wünsche und Ahnungen, seine Hoffnungen und seine Liebe weissagen ihm ein Vaterland, das nicht hinieden ist. Hat es die höchste Liebe uns nicht verheißen? Und die Verheißungen der Liebe sind wahrhaft und gewiß! Oft wehen Klänge aus der Heimath herüber lieblich in's Ohr des Pilgers, und aus manchem Bilde der Zeit spricht ihn das Ewige in leuchtenden Zügen an. So wird die Erde zum Vorhofe des Himmels und das vergängliche Leben daraus zum Grundpfeiler der Unsterblichkeit. Was hier im Kleinen sich entfaltete, gewinnt dort ungeahnete Größe; was hier nur in flüchtigen Umrissen angedeutet ward, erweitert sich dort zum vollständigen Gemälde: denn eine Hand schuf Himmel und Erde, und wie sie diese dem Menschen zur Wiege und erster Entwickelung seiner Kräfte gab: so öffnet

sie ihm jenen gern, wenn seine Wanderschaft beschlossen ist. Nun, Erde, bist du erst recht reich, und das Leben auf dir blüht schön im Glanze des Himmels.

Die Schutzwehr.

Als die Natur die lieblichste der Blumen, die Rose, durch ihren allmächtigen Schöpfungshauch gebildet hatte, da sprach der Geist des Rosenstrauches zu dem Engel der Blumen: „Wirst du nicht auch dem edeln Gewächs eine Schutzwehr verleihen, die gegen Verletzung und Frevel es sichere? Gab doch die Natur dem Dornbusche die großen und spitzigen Stacheln!“

„Der Dornbusch,“ antwortete der Engel der Blumen, „gehört nicht zu den Edeln, sondern zu den Dienern im Reiche der Schöpfung. Seine Bestimmung ist, die zarten Gewächse gegen das vernunftlose Thier zu beschützen, und dazu verlieh die Natur ihm die spitzigen Stacheln. Doch soll dein Wunsch erfüllet werden!“

So sprach er, und umgab die Rosenstaude mit zarten Stacheln.

Da sagte der Geist der Rose: „Wozu diese schwachen Spitzen? Sie werden die herrliche Blume nicht schirmen?“

Ihm antwortete der Engel der Blumen: „Sie sollen auch nur der unbesonnenen Hand des Kindes wehren! Den Frevel würde der Widerstand nur noch stärker anlocken. Das Heilige und Schöne hat seinen

Schutz in sich selber, darum verlieh die Natur ihm die zarteste Schutzwehr, die nur warnt, nicht aber verwundet. Denn zu dem Schönen darf nur das Zarte sich gesellen.«

So verlieh sie der Unschuld die Schamhaftigkeit und das Erröthen.

Die Feuerlilie.

Einen weißen Lilienstängel und eine Feuerlilie in der Hand, trat die zarte Elwire zu Erast, ihrem Vater. Freundlich legte sie beides vor ihm hin und sprach: »Schon oft hast du mir, mein Vater, von dem stillen Leben und der sinnigen Bedeutung der Blumen erzählt; durch dich wurde mir das Veilchen im Moose zur Lehrerin, die mir den Werth der Bescheidenheit in lieblichem Bilde vertraute, und auch die Rose lehrtest du mich lieben, weil sie in ihrer Schönheit, so ihr vor allen der Himmel verliehen, zugleich ein Bild holder Sittsamkeit ist, deren heilige Waffe das Heer zudringlicher Schmeichler zurückhält. Erkläre mir nun heute der Lilie Bedeutung, und sage mir zugleich, wie es geschehen, daß die Feuerlilie ein so verschiedenes Gewand erhielt, und warum ihr der liebliche Duft versagt wurde, der jene vor allen verherrlicht?«

Freundlich blickte der Vater zu dem lieblichen Kinde herab. Er hatte es von jeher geliebt, die ernsten Lehren des Lebens in das heitere Gewand anmuthiger Gleichnisse zu hüllen: denn er kannte die Herzen der

Jugend und wußte, daß sich die Weisheit kindlicher Worte und Bilder bedienen müsse, um von denselben gesucht und verstanden zu werden.

»Laß uns die Blumen betrachten, Elwire!« begann er jetzt, indeß jene sich aufmerksam an seiner Seite niederließ. »Siehe die Lilie! einfach und ungeschmückt, ragt sie dennoch in ruhiger Hoheit über viele der bunten Blumengeschlechter empor, alle, die sie betrachten, entzückend durch ihre reine Gestalt, wie durch den balsamischen Duft, der ihrem Kelche entströmt. Seit langer Zeit wurde sie als die Blume der Unschuld verehrt; aber ich möchte sie noch lieber ein Bild holder Weiblichkeit nennen, und sie vor allen ihren Schwestern kindlichen Jungfrauen mitgeben zur Begleitung durch's Leben. Reinheit und Würde heben sie, ohne daß sie äußern Schmuckes bedarf, über die Glänzendsten ihres Geschlechtes empor. Ohne die Blicke durch blendenden Schimmer auf sich zu ziehen, fesselt sie desto dauernder dieselben, so bald man ihre Anmuth erkannt — ein Bild anspruchloser Tugenden, deren Werth immer höher steigt, je länger wir betrachtend darauf verweilen!«

»Fern liegt ihr der Wunsch, durch eiteln Prunk zu gefallen; sie scheint zu ahnen, daß dieses ihren eigenthümlichen Zauber vielmehr zerstören würde, so wie dieß die traurige Geschichte ihrer Schwester, der Feuerlilie, beweist.«

»Erzähle mir nun, mein Vater, von dem Geschick dieser Blume!« bat Elwire, sich kindlich an ihn schmiegend, während der Vater die Feuerlilie mit ernsten Blicken beschauete, und sie zu dem Gegenstande seiner Betrachtung einweihte.

„Als noch die Erde in unmündiger Kindheit," begann er, „des seligen Schutzes hoher Himmelsbewohner genoß, und Engel von Zeit zu Zeit ihre Heimath verließen, um in der neuen Schöpfung zu lustwandeln, da geschah es, daß einer derselben ein Thal betrat, über welches der Frühling seinen reichsten Segen ausgegossen hatte. Lilien und Rosen, Tulpen und Anemonen, und was der Lenz Entzückendes hervorbringt, stand hier in holder Eintracht verbunden. Süße Düfte überströmten die liebliche Stelle, und wohlthätiger schien selbst der Strahl der Sonne hier zu verweilen. Ueberrascht und entzückt von der Schönheit dieses Anblickes, durchirrte der Engel die reiche Blumenwelt, viele der holden Erscheinungen laut preisend, bis er endlich auch zu der hohen Lilie kam. Stumm und selig in ihr Anschauen versunken, fand er kein Wort, ihre Schönheit zu preisen; aber er faltete die Hände, und dachte an Gott, dessen Hand mit so viel Lieblichkeit der Blume Antlitz geschmückt hatte, und betete still."

„Als aber der Engel das Thal verlassen, siehe, da wand sich eine giftige Schlange aus den Blumen hervor, dieselbe, die später das erste Menschenpaar verführte, und sie kam vor die Lilie mit bösen Gedanken: denn des Engels stilles Gebet hatte ihr Herz mit Groll und Haß gegen die Blume erfüllt, und sie dachte darauf, wie sie solche verderbe. Theilnehmendes Mitleid erkünstelnd, blickte die Schlange zu der hohen Lilie empor, und begann: Wie ungerecht, o du arme Verlassene, war der Schöpfer dieser Blumen gegen dich! Siehe, alle deine Schwestern wurden mit der lieblichsten Farbe bekleidet, und der Engel

war von ihrem Anblicke entzückt, und bewunderte laut ihre Schönheit; nur dich betrachtete er mit schweigendem Unmuth, weil du ganz reizlos und unbedeutend erscheinst, so vielem Farbenglanz gegenüber. O hätte ich dich früher gesehen, ich hätte dir ein anderes Gewand gegeben: denn es steht in meiner Macht, dich über alle deine Schwestern zu erheben, und dich zu der Königin der Blumen zu machen!«

»Die Schlange aber hatte, indem sie diese Worte sprach, das Gift des Neides und der Eitelkeit in das Herz der Lilie gegossen. Allmählig durchdrang seine Gluth ihren Busen, und verwandelte ihre Bescheidenheit in hoffärtige Begier, und sie schauete im Kreise ihrer Schwestern umher, und fühlte sich zum erstenmal verletzt von der Schönheit der Rose und der Pracht der Tulpen, so vor ihr im Abendgold leuchteten.«

»Du hast Recht!« sprach sie jetzt zur Schlange, bitteres Unrecht ist mir geschehen! Ich, die Erhabenste von allen sollte alle überstrahlen an Schönheit und Pracht. Kannst du, so gieb mir der Rose Gluth, und den bunten Schimmer der Tulpen! Ich kann es nicht ertragen, mich von diesen Geringern verdunkelt zu sehen! Also sprach die Lilie, und ihre Wangen erglühten in den Flammen des Neides und Hochmuths. Schau' in den Quell zu deinen Füßen! Was du wünschest, geschah bereits! sprach die Schlange; und mit heimlichem Triumph, daß es ihr gelungen war, die Reine zu verderben, zog sie höllischer Freude voll von dannen. Ueberrascht von der flammenden Gluth, die das zarte Weiß ihres Kelches durchdrungen, beschauete die Lilie ihr glänzendes Bild. Mit immer größerm Wohlgefallen hing sie an demselben: denn durch das

Verderben, das sie aus dem Gifthauch der Schlange gesogen, war zugleich ihr Sinn befleckt und befangen worden, und sie hatte nicht mehr die Macht, das wahre Schöne zu erkennen und vom falschen Prunk zu unterscheiden. Ha! ihr eiteln Blumen, so sprach sie zu ihren Schwestern, was seyd ihr fortan neben mir? Gleicht mein Antlitz nicht der Sonne? und stehe ich nicht als solche gebietend über euch erhaben, eine Königin aller Blumen? Und sie breitete ihre Blätter in hoffärtigem Dünkel auseinander, um sich auch die Gestalt der Sonne zu geben, und schaute immer stolzer und herrischer zu den stillen Schwestern hinab.«

„Als aber der Engel wieder das Thal besuchte, um vor der hohen Lilie still an Gott zu denken, und sich an ihrem Anblick zu erfreuen, siehe, da fand er die traurigste Verwandlung. Voll Bestürzung und tiefer Trauer stand er da vor dem fremden Bilde. Dahin war der liebliche Duft, der sonst dem bescheidenen Kelche der Blume entströmte, und das zarte Weiß ihrer Blätter in flammendes Rothgelb verwandelt. Er sah es, gehässige Leidenschaften hatten sich des Herzens der Blume bemeistert, und sie also entstellt, daß keine Spur ihrer sonstigen Lieblichkeit vorhanden war. Weinend kehrte er sein Antlitz von der Bethörten, und in sein Herz kam eine tiefe Trauer: denn er ahnete die verderbliche Macht zum erstenmale, die tief verhüllt unter den Blumen des Paradieses lauerte.«

„Die Blume aber nahm sein Schweigen für tiefe Bewunderung, und ihr Stolz wucherte fort von Geschlecht zu Geschlecht, und so blüht sie noch heute in

den Gärten der Menschen, wenn auch nicht zur Freude derselben, doch zur stillen Belehrung.«

Erast schwieg. Nachdenkend blickte Elwire auf die Blumen herab. „Ich werde beide Lilien in meinen Garten pflanzen, mein Vater!« begann sie. „Führe du mich zu der Feuerlilie, wenn du einem eiteln Wunsche in meiner Seele begegnest!«

„So lange du das Bild der reinen Lilie im Herzen trägst,« entgegnete der Vater, „wird dieses jede eitle Begier zurückweisen! Laß es daher dein schönes Vorbild bleiben, so werden die guten Menschen, gleich jenem Engel, wenn auch nicht bewundernd, aber freudig und fromm in deiner Nähe weilen, und dankbar an Gott denken, der des Weibes Seele zum Tempel der stillen, aber heiligsten Tugenden gebildet hat!«

Die Moosrose.

Der Engel, der die Blumen verpflegt, und in stiller Nacht den Thau darauf träufelt, schlummerte an einem Frühlingstage im Schatten eines Rosenstrauches.

Und als er erwachte, da sprach er mit freundlichem Antlitz: „Lieblichstes meiner Kinder! ich danke dir für deinen erquickenden Wohlgeruch und für deinen kühlenden Schatten. Könntest du dir noch etwas erbitten, wie gern würd' ich es dir gewähren.«

„So schmücke mich mit einem neuen Reize!« flehete darauf der Geist des Rosenstrauches.

Und der Blumenengel schmückte die schönste der Blumen mit einfachem Moose.

Lieblich stand sie da in bescheidenem Schmucke, die Moosrose, die schönste ihres Geschlechts.

Schöne Lina, laß den Flitterputz und das flimmernde Gestein, und folge dem Winke der mütterlichen Natur.

Der Geburtstag der Mutter.

In jedem häuslichen Kreise kommen festliche Tage vor, mehr oder weniger, je nachdem die Familie Sinn dafür hat; aber über den Geburtstag des Vaters oder der Mutter geht guten Kindern sicherlich kein Fest von allen, die gefeiert werden. Da wird lange vorher schon überlegt, auf welche Weise man den Aeltern die größte Freude zu machen, womit man sie am meisten zu überraschen vermöge.

Auch unter des Försters Oswald Kindern war dieß der Fall. Mitten in den Winter fiel der Mutter Geburtstag. Jedes sann auf etwas, was ihr besonders wohl gefallen möchte. Die Mädchen strickten und stickten auf das emsigste; die Knaben schrieben und zeichneten, wie sich eine freie Stunde finden ließ. Nur Karl, der jüngste der Knaben, der im Schreiben und Zeichnen noch wenig geübt war, wußte nicht, was er zur Freude der Mutter thun sollte, und ward deßhalb über die Massen betrübt. Als dieß Fritz, sein älterer Bruder bemerkte, jammerte es ihn sehr, und er sagte: „Lieber Karl, ich weiß dir weder zu rathen

noch zu helfen; aber wende dich an unsern Lehrer, der ist ja ein guter, freundlicher Mann, und ich denke, er wird dir gern etwas angeben, wodurch du das Herz der Mutter erfreuen magst.«

Und Karl folgte dem Rathe des Bruders, der ihm gut schien, und machte sich alsbald zu dem trefflichen Lehrer auf den Weg, und eröffnete ihm sein Anliegen. »Wenn es Sommer wäre,« sagte der Knabe unter anderm, »wüßte ich wohl, was ich thät; da gieng ich hinaus in den Garten, und pflückte der Mutter den schönsten Strauß, und holte mir auf dem Felde und im Walde das Schönste, was zu finden wäre, und thät es auch hinzu. Aber wie kann ich das jetzt, da weit und breit nichts als Schnee zu sehen ist? Und sonst weiß ich mir auch keine Gabe für die Mutter, und das macht mir großen Schmerz, weil ich sie so herzlich lieb habe.«

»Der Noth, lieber Karl,« versetzte der Lehrer freundlich, »läßt sich meines Ermessens leicht abhelfen. Du darfst deiner guten Mutter ja nur erzählen, was du mir eben gesagt hast, und ich denke, sie soll darüber größere Freude haben, als über das ausgesuchteste Geschenk.«

»O!« erwiederte der Knabe rasch, »ich sage ihr ja alle Tage, Morgens und Abends, wie lieb ich sie habe, daß ihr mein ganzes Herz gehört, und sie weiß es auch, und hat mich darum wieder so lieb, und da möchte ich ihr am Geburtstage doch etwas anderes, weit schöneres sagen, als an gewöhnlichen Tagen, und weiß nun nichts!«

»Sieh, liebes Kind!« tröstete der Lehrer, »für das Mutterherz giebt es nichts Besseres und Schöne-

res, als Kindesliebe! Und brächtest du alle Schätze der Erde dar, Gold und edle Steine, Purpur und Seide, sie gälten der Mutter nichts, wenn keine Liebe für sie in deinem Herzen wäre. Jeder Ausdruck derselben ist ihr ein Kleinod, und sie wird nimmer müde, die Beweise deiner Liebe zu empfangen, und nimmt selbst den geringsten hoch auf. Damit du nun aber deine Gefühle an dem festlichen Tage, wenigstens auf eine andere Weise, als gewöhnlich, aussprichst, will ich sie dir mit schönen Reimen versehen.«

Da ward der Knabe hocherfreut. Der Lehrer aber setzte sich alsbald an sein Schreibpult, und nach kurzer Zeit rief er den Knaben zu sich, und las ihm vor, was er indeß geschrieben hatte.

»Das ist mir ganz aus dem Herzen geschrieben, theuerster Lehrer,« versicherte der Knabe entzückt, als jener geschlossen hatte, »und die Mutter wird großes Wohlgefallen daran finden!«

»Jetzt, lieber Karl,« sagte der Theilnehmende hierauf, »liegt es dir ob, das kleine Gedicht deinem Gedächtnisse so einzuprägen, daß du es übermorgen ohne Anstoß hersagen kannst. So bald du es aber wohl inne hast, kommst du wieder zu mir, um zu hören, wie man so etwas auf die gefälligste Weise vorträgt.«

Da hüpfte der Knabe voll inniger Freude zu seinem Bruder, und theilte ihm das Festgeschenk des freundlichen Lehrers mit. Dann aber begab er sich ohne Aufschub ans Auswendiglernen, und da er es an Fleiß nicht fehlen ließ, war das Geschäft in wenigen Stunden glücklich beseitigt. Der Lehrer bezeugte ihm seine Zufriedenheit damit, und hatte an dem Vortrage nur wenige Ausstellungen zu machen, die sogleich

dankbar benutzt wurden. So zeigte sich denn auch hier, daß Alles schnell von Statten geht und wohl gelingt, woran das Herz lebendigen Antheil nimmt.

Am Morgen des festlichen Tages traten die Kinder zusammen vor die Mutter. Zuerst brachten die Größern ihre Wünsche und Gaben dar; dann die Kleinern. Karl, als der jüngste, beschloß den Zug. Da hob er denn an:

Der Winter ist an Blumen leer,
Hat nichts als Schnee und Kälte mehr;
Kein Vöglein singt, von Nebelduft
Ist rings bedecket Land und Luft.

Da bricht für mich voll Sonnenschein,
Dein liebes Wiegenfest herein,
Und um mich lächelt's weit und breit,
Als wie zur holden Frühlingszeit.

Nur Schade, daß auf Feld und Flur
Von Blumen nirgends eine Spur:
Sonst ging ich hin mit raschem Schritt,
Und brächte dir die schönsten mit.

Was nun zu thun? Statt Blumenschmuck,
Nimm, Mutter, diesen Händedruck
Und diesen Kuß — und hättest du
Mein Herz nicht längst, käm's auch dazu!

Und die Mutter zog ihren Liebling freudebewegt an's Herz, und küßte die rosigen Lippen, die so Liebliches gesprochen hatten, und schloß dann eins der Kinder nach dem andern in ihre Arme, und küßte und

herzte ein Jegliches mit tiefer Rührung. Der Vater aber, der auch zugegen war, that ein Gleiches, und rief dann aus: „Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt! Und dieß, mein theures Weib, mögest du noch eine recht lange Reihe von Jahren eben so voll und rein, als jetzt!“

Die Rose.

„Schade,“ sagte ein Knabe zu seinem Vater, „daß die Rose, wenn sie ausgeblühet hat, nicht auch eine schöne Frucht bringet, und so der Natur im Sommer ihren Dank abstattet für die schöne Zeit ihrer Blüthe im Frühling. Du nanntest sie die Blume der Unschuld und Freude; dann wäre sie auch das Bild der Dankbarkeit.“

Da erwiederte der Vater: „Bringet sie denn nicht zur Verschönerung des Lenzes, des Lieblingskindes der Natur ihre ganze Gestalt dar? Und für den Thau und Lichtstrahl, der von oben anf sie niederfällt, opfert sie der Luft ihren zarten Wohlgeruch, und für den Frühling geschaffen, stirbt sie mit ihm. — Liebes Kind! der zarte unsichtbare Dank ist der schönste, und wie vermöchte die Unschuld undankbar zu seyn?“

Die Blüthe.

„Wie bedürfte der Allgenügsame meines Dankes?“ sagte Othniel zu seinem Lehrer Simeon.

„Nicht Er,“ antwortete der Greis, „aber Du.“

„Ich des eigenen Dankes, den ich dem Höchsten darbringe? Welch ein Widerspruch!“ fragte der Jüngling.

Der Greis antwortete: „Heißet nicht der Schöpfer die Pflanze blühen, bevor sie Frucht bringet?“

„Es ist der Pflanze Vollendung,“ sagte der Jüngling.

„Die Dankbarkeit,“ sagte der Greis, „ist des Geistes Blüthe.“

Nach einer Weile fragte Othniel: „Warum blühet die Pflanze so spät, und, wie sie grünet, nicht immer?“

„Ihr Grünen,“ sagte der Greis, „ist der Blüthe Beginn. Erst schmücket sie die mütterliche Erde, deren Schooße sie entsprang; dann vollendet sie sich selbst im himmlischen Lichte.“

„Aber die Frucht und der Saamen?“ fragte der Jüngling.

Und Simeon antwortete und sprach: „Beides giebt sie der Erde zurück, woraus sie den Saft, ihre Nahrung, zog. So blühet, säet und ärntet sie ohne Aufhören. Thue desgleichen!“

Die Blumenbeeten.

Heinrich und Marie, zwei liebe Geschwister, hatten große Freude an den Blumen. Daher baten sie den Vater, er möchte ihnen ein Blumenbeet geben. Und der Vater gab Jedem ein Beet im Garten, und die Kinder streuten allerlei Blumensaamen hinein, und begossen fleißig die liebe Aussaat. Sie blieben oft stundenlang dabei stehen und harreten mit ungeduldigem Verlangen, ob sie nicht sehen möchten, wie die Saamenkörner aus dem dunkeln Schooße der Erde hervorkeimen. Aber sie hatten mehrere Tage gewartet, und es war kein Pflänzlein zum Vorschein gekommen.

Da fingen die Kinder an zu trauern und sagten: „Ach! wir haben die Beete vergebens besäet und begossen: denn wir bekommen ja doch keine Blumen!“

Als sie aber nach etlichen Regentagen mit dem Vater hinausgiengen, um nachzusehen, da hatte die Erde sich endlich gehoben, und die zarten Blumenpflänzchen waren erstanden, und jedes war mit einem Thautropfen, gleich einer Krone, geschmückt. Da freueten sich die Kinder über die Maaßen, hüpften munter umher und riefen: „Ei sieh doch, liebster Vater! sieh nur die Herrlichkeit alle auf einmal! O wir haben schon lange geharrt, und hätten so gern gesehen, wie es zugeht, wenn die Keime aus der Erde hervortreiben, und nun — stehen sie da, und wir haben nichts davon gesehen!“

Darauf antwortete der Vater: „Allzeit, meine Kinder, waltet die Hand Gottes auf diese eigene Weise. Er bringt die zarten Keime und Blüthen und jede er-

freuliche Gabe ungesehen hervor, und verbirgt sorgsam die Hand, womit er sie schaffet und darreicht.«

»Gottes Güte in der Natur ist, wie eine liebende Mutter. Wenn alles im Hause schon schläft, wacht sie allein noch und bereitet den Kindlein mancherlei Schönes und Gutes still und heimlich. Erwachen die Kindlein dann am Morgen, so stehen die Gaben vor ihnen, und sie freuen sich ihrer, hüpfen umher, und genießen davon, und die liebende Mutter lächelt ob der Freude der Kinder.«

»Also, meine Kinder! sey auch eure Liebe gegen die Menschen beschaffen. Gutes zu wirken, sey eure Lust, aber wirket es still und heimlich, wie Gottes Güte in der Natur. Nur eine Gabe im Stillen gereicht, ist kostbar im Angesicht des Himmels, und wahrhaft erquickend für den, der sie empfängt. Denn — was wohlthut in der Wohlthat — ist nicht so sehr die Gabe, als vielmehr die Liebe des Gebers, welche zu schweigen und die wohlthätige Hand zu verbergen versteht.

Die Rosenknospe.

Ein Knabe stand neben einem Rosenstrauche voll Knospen und blühender Rosen. Mit geschäftiger Freude betrachtete er bald diese, bald jene Rose, dann ein Blüthenblatt, dann eine Knospe. Der Vater belauschte ihn von ferne. Er stand in der schattigen Laube, und mit inniger Liebe und eigner Empfindung hing sein Auge an dem Liebling seines Herzens. Ist es mir

nicht, sagte er zu sich selbst, als ob aus dem Rosenbusche eine göttliche Prophetenstimme zu mir redete, die in seinen Knospen und Blüthen mir das Vorbild künftiger Vaterfreuden zeiget? Oder was macht mir das Kind so wunderschön und theuer am blühenden Rosenstrauch?

Also der Vater. Der Knabe aber ward nicht müde zu schauen und sich zu verwundern. Die Bewunderung des Schönen wecket den Sinn für das Wahre. Er wollte erforschen, auf welche Weise sich die Knospe zur Rose entwickle. Er schlug die Aermchen übereinander, und sah mit unverwandtem Blicke auf die Knospe hin. Der Vater lächelte. So mögen höhere Wesen lächeln, wenn sie einen Weisen auf der Erde seine bewaffneten Augen auf einen Stern, oder in den innern Bau eines Feuerwürmchens richten sehen.

Der Knabe fand bald, daß all sein Streben vergeblich sey. Er pflückte nun eine Knospe, brach sie auf, und betrachtete das Innere mit großer Aufmerksamkeit. Da trat der Vater hinzu.

„Worüber sinnst du denn so ernsthaft nach, mein Kind?“ fragte er.

„O mein Vater!“ sagte der Kleine, „ich möchte so gerne wissen, wie die Knospe es macht, daß sie eine Rose wird, und deßhalb habe ich sie gepflückt und auseinandergefaltet. Aber ich sehe nur kleine unansehnliche Blättchen voll Falten und Runzeln. Möcht' ich sie nur nicht verletzt haben!“

„Das schadet nichts, mein Kind,“ erwiederte der Vater, „die Natur hat für Ueberfluß gesorgt. Sie bedachte nicht nur unsere Bedürfnisse, sondern auch un-

sere Freuden und Wißbegierde. Du hast doch wenigstens gelernt, daß es nicht so leicht sey, in ihre Geheimnisse zu dringen.«

»Aber ich bin um nichts verständiger dadurch geworden,« sagte der Knabe.

»Wenn auch nicht,« antwortete der Vater. »Du hattest doch den aufrichtigen Vorsatz, dich zu belehren. Ein guter Vorsatz ist ja schon an sich etwas Gutes. Der Erfolg hängt nicht immer von dem Menschen ab. Und gelingt auch dieser, so bleibt der gute Wille doch immer das Beste.«

Nach einer Pause sagte der Knabe mit bescheidener Wißbegierde: »So sage du mir es denn, lieber Vater! wie die Knospe zur Blume sich bildet.«

Da antwortete der Vater: »Mein Kind! ich kann dir nur in drei Worten sagen, was geschiehet: die Knospe nimmt zu an Größe, Schönheit und Anmuth bis zu ihrer Vollendung. Alles andere weiß ich so wenig, wie du!«

»Die Natur giebt uns das vollendete Schöne — aber sie verbirgt die Hand, mit welcher sie es hervorbringt und darreicht.«

Da nahm der Knabe von neuem das abgebrochene Knöspchen und sagte zum Vater: »Wenn die Knospe sich selbst so schön zu bilden vermag, schöner als alles, was die Menschen machen: warum kann sie sich denn nicht einmal gegen den schwachen Finger eines Kindes schützen? Warum vermag sie zugleich so viel und doch auch so wenig?«

»Sollte sie denn wohl sich selber gebildet haben, Wilhelm?« fragte der Vater, und sah den Knaben mit freundlichem Ernste an.

„O gewiß!“ antwortete der Knabe, „die Blumen haben wohl auch, wie ich, eine Mutter und einen Vater, der sie nährt, verpflegt und auferziehet!“

„Einen Vater mit uns!“ erwiederte gerührt der Vater des Knaben; „aber wir sehen ihn nicht, wir empfinden nur seine Macht und seine Liebe in uns, und um uns her!“

So sprach er. Da ward es dem Knaben eigen im Gemüthe: denn der Vater hatte ihm ein Kleinod in das Herz gelegt. Und von nun an betrachtete er den Rosenbusch und die Blumen des Feldes als stille brüderliche Wesen, und nahm zu an Größe, Weisheit und Anmuth. Aber der Vater behielt die Worte des Kindes in seinem Herzen, und erzählte sie der zärtlichen Mutter des Knaben. „Wie liegt doch,“ sagte die Mutter, „der unschuldigen Einfalt die höchste der Wahrheiten so nahe!“

Die Orangen.

Amanda hatte einen kleinen Orangenbaum mit Fleiß und Sorgfalt erzogen. Schon als Kind hatte sie den Kern gelegt, aus dem das schlanke Bäumchen emporwuchs; daher war es ihr auch vor allen lieb, und gewährte ihr täglich neue Freude.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo es durch des Gärtners Hilfe veredelt, den ersten Lohn treuer Pflege versprach. Schon brachen aus den kräftigen Zweigen die ersten Blüthenknospen hervor; weiß und glänzend wie unberührter Schnee entfalteten sich die kleinen Kelche,

und hauchten Wohlgerüche um sich her. Amanda jubelte laut vor Freude, als sie die Blüthen entdeckte, und führte die Mutter zu dem Bäumchen: denn es bedarf das kindliche Herz der Mittheilung.

»Da sieh, du Geliebte,« sprach sie mit glänzenden Augen, »zwölf herrliche Blüthen prangen an der Krone des Bäumchens. Nun darf ich der reichlichsten Aerndte entgegen sehen, und werde alle meine Lieben erfreuen können mit den köstlichen Früchten!«

»Herrlich stehen die Blüthen, Amanda!« erwiederte die Mutter, »aber hoffe deßwegen nicht, daß sie alle dir bleiben! Vieles erzeugt die Natur, um das Auge zu ergötzen, wenige Blüthen gedeihen zur Frucht! Aber deßhalb traure du nicht! Ist doch die Hoffnung, die Morgenröthe jeglicher Freude, schon an sich selbst so schön und erquickend, daß wir für diese allein schon dem himmlischen Geber zu danken verbunden sind!«

Und Amanda bewahrte die Rede der Mutter in treuem Herzen, und verdoppelte von nun an die Pflege des Bäumchens.

Mit unermüdlicher Sorgfalt trug sie es von einem Fenster zum andern, wo die Sonne am wärmsten schien, und wandte abwechselnd die zarten Zweige dem Lichte zu. Bald waren die schimmernden Blüthensterne völlig erschlossen, herrlich prangte das Bäumchen in seiner blendenden Schöne. Amanda betrachtete es an jeglichem Morgen mit neuer Lust, und als nun endlich die weißen Blättchen verwelkten und herabfielen, da sammelte sie den duftigen Schatz, und bewahrte ihn sorglich in einem Gefäß.

Verschwunden war nun die Blüthenzier, langsam setzten die Früchte an. Amanda trauerte nicht um den

Schmuck des Baumes, sie sah im Geist die schwellenden Früchte. So schwinden auch glanzlose Stunden in fröhlicher Eile dahin, wenn ein Strahl süßer Erwartung das Herz belebt.

Schon hatten einige Blüthen die Gestalt runder Früchte gewonnen, indeß andere langsam verdorrten und zur Erde fielen. Amanda stand oft betrachtend vor dem Bäumchen, und dachte bei sich: „Können auch nicht alle gedeihn, so werden die wenigen um so schöner zur Reife kommen!“ Und sie zählte ihren Vorrath mit zufriedenem Lächeln, und berechnete, wie sie solche vertheilen wollte im Kreis ihrer Freunde.

Die Mutter beobachtete sie oft im Stillen, und sprach zu sich: „Wie ist die Jugend so reich an Hoffnung und Liebe. Selbst das Mißlingen des einen Genusses erhöht die Freude des andern! Sie steht im Glauben zu fest, als daß sie ihren schuldlosen Träumen entsagen könnte!“

Schon waren zwei Drittheile der Früchte gefallen; einsam blickten die übriggebliebenen durch das üppige Laub.

„Für die geliebte Mutter, den theuern Lehrer und mich!“ dachte Amanda in frommer Genügsamkeit; aber die nächste Nacht raubte noch eine derselben, und sie trauerte darüber, und betrachtete mit furchtsamem Blick den Rest ihrer Habe.

Aber, als hätte die Sonne des Kindes Kummer gesehen, versandte sie jetzt ihre erquickendsten Strahlen auf das Fenster Amanda's. Täglich reiften die Früchte schöner heran; schon verlor sich das dunkle Grün in schimmerndes Goldgelb, bis die schwellenden Orangen vollendendet hervorstrahlten aus der dunkeln Verhüllung.

Aber Amanda berührte das Bäumchen nicht; sie harrte geduldig, bis die saftigen Früchte herabfielen, von der eigenen Schwere gebrochen.

Freudig nahm sie nun die duftige Gabe, und legte sie behutsam in eine zierliche Schaale, und einen blühenden Kranz darüber.

So trug sie das köstliche Geschenk herab in die Laube vor der Thür, wo die Mutter saß und der freundliche Lehrer.

Sittig nahte sie ihnen, und legte mit kindlichem Lächeln vor Jedes eine der herrlichen Früchte, und ihre Augen glänzten von stillem Entzücken.

Aber die Mutter streichelte freundlich des Kindes rosige Wange, und sprach: „So du nun beide vertheilest, was bleibt dir, Amanda, für deine Mühe und Pflege?“

„Habe ich mich nicht an den Blüthen gelabt, und an dem allmähligen Wachsthum der Früchte, und war das nicht Freude genug, du Geliebte?“

So sagte Amanda, und sah mit heiterm Blick zu ihr empor.

Da umarmte die Mutter das herzige Kind, und der Lehrer sprach: „Wohl hattest du recht, Amanda! Der ist nicht arm, der das Gefühl frommer Dankbarkeit auszusprechen vermag in Wort und That! Der schönste Reichthum ist ein Herz voll Liebe, denn jede Entbehrung selbst wird ihm zur Freude, und gewißlich beglücket jegliche Wohlthat den Geber eben so schön, als jenen, der die Gabe aus den Händen der Liebe empfängt!“

Die Pfirsiche.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsiche mit, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen diese Frucht zum ersten Mal. Deßhalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Aepfel mit den röthlichen Backen und zartem Flaume. Darauf vertheilte sie der Vater unter seine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abende, als die Kinder in das Schlafkämmerlein giengen, fragte der Vater: „Nun, wie haben euch die schönen Aepfel geschmeckt?“

„Herrlich, lieber Vater!“ sagte der Aelteste. „Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam bewahrt, und will mir daraus einen Baum erziehen.“

„Brav!“ sagte der Vater, „das heißt haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmann geziemt!“

„Ich habe die meinige sogleich aufgegessen,“ rief der Jüngste, „und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O! das schmeckte so süß, und zerschmilzt einem im Munde.“

„Nun,“ sagte der Vater, „du hast zwar nicht sehr klug, aber doch natürlich und nach kindlicher Weise gehandelt. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben!“

Da begann der zweite Sohn: „Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, gesammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so

süß, wie eine Nuß. Aber meine Pfirsich habe ich verkauft, und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölf dafür kaufen kann.«

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: »Klug ist das wohl, aber — kindlich wenigstens und natürlich war es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann wirst!«

»Und du, Edmund?« fragte der Vater.

Unbefangen und offen antwortete Edmund: »Ich habe meine Pfirsich dem Sohn unsers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte sie nicht nehmen. Da hab' ich sie ihm auf das Bette gelegt, und bin hinweggegangen.«

»Nun!« sagte der Vater, wer hat denn wohl den besten Geschmack von seiner Pfirsich gemacht?«

Da riefen sie alle drei: »Das hat Bruder Edmund gethan!« — Edmund aber schwieg still. Und die Mutter umarmte ihn mit einer Thräne im Auge.

Der irdische und himmlische Segen.

Es war eine lange traurige Dürre im Lande. Heiß brannte der Sonnenstrahl vom wolkenlosen Himmel, und versenkte die Gräser und Blumen auf dem ausgedörrten Boden. Ermattet durch die stechende Gluth zogen die Quellen langsam und immer langsamer dahin, und die welkenden Blätter begannen allmählig, wie wenn es Herbst wäre, von ihren Aesten sich abzulösen. Nur hie und da, wo dunkle Baumgruppen

ihre erquicklichen Schatten warfen, grünte das Gras noch in lieblicher Fülle: denn ein erfrischender Thau tränkte die matten Halme jeden Abend mit seiner belebenden Kraft.

In der erfrischenden Kühle des Morgens giengen zu dieser Zeit einmal zwei Landleute auf ihre Felder hinaus. „Nachbar," sagte der eine von ihnen, Berthold, „wann wird einmal der Himmel sich öffnen? Ist es doch, als habe er sich für immer verschlossen!"

Und es antwortete ihm der Nachbar Johannes: „Ich habe an diesem Morgen einen tröstenden Psalm gelesen von Gottes Güte und Barmherzigkeit; laß uns dem trauen, der die Vögel des Himmels nähret. Siehe! wie dort die Thautropfen auf der Wiese glänzen! Das Morgenroth leuchtet in sie hinein, und sie blitzen wie Regenbogen! Darum stehen auch unsere Wiesen noch so grün und so schmuck. O die Erde ist wohl eine gute Mutter, sie erquicket ihre Kinder mit stiller segnender Liebe, und wenn der Himmel seine Gaben zu versagen scheinet, dann öffnet sie ihren Schoos, und lässet die Thautropfen aufsteigen, daß all ihre Kindlein getränket werden."

„Wie könnte sie auch anders," setzte er nach einer kleinen Weile hinzu, ist sie doch der Kindlein Mutter, und erziehet sie, und bringt sie groß, und lässet sie wiederum sterben an ihrem Busen."

„Aber siehe, sagte Berthold darauf, „sie vermag dieselben dennoch nicht nach Genüge zu ernähren! Die Thautröpflein, die sie giebt, sind nichts, denn ein stärkendes Labsal, um den nahenden Tod auf Augenblicke abzuhalten!"

„Sie thut, was sie kann, mein Freund!" erwie-

derte der alte Johannes; wie magst du etwas größeres von ihr fordern? Ach, die Fülle ihrer Gaben vermag freilich ihre zarten Gebilde nicht zu halten, wenn nicht der himmlische Segen wohlthätig auf sie niederströmet. Aber dennoch wollen wir sie dankbarlich preisen.«

* * *

Wiederum des andern Morgens giengen sie hinaus auf ihre Felder. Der Sohn Bertholds geleitete sie, und freuete sich kindlich auf das Blitzen der Tropfen im Morgenrothe. Aber siehe! es war in der Nacht kein Thau gefallen. Da sprach er betrübt zu seinem Vater: »Ach! wie wird es nun unsern armen Pflanzen ergehen! Jetzt hat die Erde ihnen auch ihren Segen entzogen. Sie werden verwelken allesammt, ehe denn der Abend kommt!«

»Nein, mein Sohn!« entgegnete ihm sein Vater, »es wird regnen, ehe denn der Abend kommt!«

»Ist dir das im Traum offenbar worden, mein Vater?« fragte der Knabe. — »Nicht also,« war die Antwort, »sondern es hat sich mir bewährt in langer Erfahrung, daß, wenn der Thau ausbleibet, alsdann der Regen nicht mehr ferne ist.«

»Das ist doch sonderbar!« erwiederte der Knabe.

Und der alte Johannes nahm jetzt das Wort und sprach: »Was bedürfte es auch noch des irdischen Segens, wo der himmlische in Fülle gegeben wird? Bescheiden beugt sich die Erde vor dem Kommen einer höhern Macht. Sie tritt mit ihren Gaben zurück, wenn die Pforten des Himmels sich öffnen.«

So sprach der Greis, und von Westen her wälz=

ten sich dunkle Gewitterwolken am Himmel hin. Ehe die Mittagsstunde kam, hingen die Regentropfen an allen Blumen und Halmen.

Die Aernte.

Mit Wonnegefühl sah Johannes, der weise Lehrer, zur Zeit der Aerndte das frohe Regen und Weben, Mähen und Sammeln auf den gesegneten Fluren, und er sprach also zu seinen Schülern:

Die Aerndte ist gleich einem festlichen Mahle, welches ein Hausvater seinen Kindern bereitete. Und an dem Tage des festlichen Mahles gab er Einigen seiner Kinder mannichfaltige Gaben, und gab ihnen so reichlich, so freundlich und so liebevoll, daß ihnen die Thräne des Dankes und der Freude ins Auge trat. Aber Einige unter ihnen entließ er ohne Gabe. Da traten die Armen zurück, und ihren Augen entfloß auch eine Thräne; aber es war nicht die Thräne der Freude, sondern die, welche der Schmerz auspreßt.

Innig gerührt sahen dieß ihre beglückteren Brüder, und „Nein! Nein!“ sprachen sie mit einem Munde, „nein, das kann nicht der Wille unsers guten Vaters seyn, daß ihr trauern solltet an dem Tage, an welchem wir uns seiner Güte freuen. Und wie könnten wir uns auch selbst freuen, so lange wir euch trauern sehen? Nein, kommt und empfanget auch ihr euren Theil von dem Segen, den der gute Vater uns gegeben hat!“

Also sprachen sie, und gaben mit milder Hand,

und heiter wurde das Angesicht derer, die empfangen, noch heiterer derer, die gegeben hatten.

Da blickte der Vater mit Wohlgefallen auf sie Alle, und sprach: „Seyd mir gesegnet, meine Kinder! Ihr habt meinen Sinn errathen; und nach meinem Herzen gehandelt. Glaubet nicht, daß ich irgend einen unter euch vergessen hätte. Wie könnt' ich das? Ihr seyd ja alle meine Kinder! Aber absichtlich vertheilte ich meine Gaben so, daß das Band der Bruderliebe durch Geben und Empfangen unter euch fester geknüpft und der Eine durch Mildthätigkeit, der Andere durch Dankbarkeit veredelt werde. Ihr habt meinen Sinn errathen, und nach meinem Herzen gehandelt; darum seyd mir gesegnet, meine Kinder.“

Die Aehre und die Distel.

Ein frommer Landmann mit silberweißem Haare wandelte mit seinem Enkel, einem Jünglinge, auf dem Felde zur Zeit der Aernte. Da scherzte der Greis mit den Schnittern, wie sie nur Kinder gegen ihn seyen, der mehr denn sechzig Aerndten gewältigt.

Da reichte einer der Schnitter ihm eine Sense; der Greis aber nahm sie, und mähete einen Schwaden zu Boden wie ein rüstiger Jüngling. Und die Schnitter jauchzten und strichen die Sensen ihm zu Ehren.

Der Jüngling, sein Enkel, aber sprach zu ihm: „Mein Großvater, woher hast du solch ein gutes Alter?“

Da antwortete der Greis und sprach: „Siehe, mein Sohn! ich habe von Jugend an auf Gott vertraut in guten und bösen Tagen, dadurch hab' ich mir den frischen Muth bewahrt. Ich habe fleißig meines Berufes gewartet und treu gearbeitet, dadurch gewann ich des Leibes Stärke und Gottes Segen! Ich wandelte fromm vor Gott und friedsam mit den Menschen, dadurch habe ich mir Friede und Freudigkeit bereitet! Und mit den Jahren ist solches alles durch Gottes Gnade in mir befestiget und gegründet worden. — Thue desgleichen, mein Sohn! so wird dein Alter seyn wie eine volle Garbe, die der Herr der Aerndte mit Freuden in die Scheuer sammelt.“

„Wem vergleichest du denn ein böses Alter? fragte der Jüngling.

Der Jüngling wandelte schweigend zur Seite des redenden Greises, da nahm dieser seinen Stab, und zeigte auf eine Distel am Wege und sprach: „Siehe hier das Bild eines unfruchtbaren trostlosen Alters. Sie stehet einsam und unbeachtet; ihr graues Haupt ist ein Spiel der Winde, die ihren Saamen verwehen.“

Das Rohr.

Von seinen Enkeln geführt, begab sich Leander hinaus auf die herbstliche Flur. Zärtlich hatten die Knaben sich um ihn gedrängt, denn wie sie auch untereinander oft unverträglichen widerspenstigen Sinnes waren, alle begegneten sich in der Liebe zu dem ehr=

würdigen Alten, und der Beifall desselben schien einem jeglichen das höchste Ziel seines Strebens.

Es geschah aber, als sie aus den Thoren der Stadt traten, daß ein jeder der Knaben einen andern Weg vorschlug: denn alle wollten den Greis zu ihren Lieblingsstellen geleiten, und da dieser nicht Aller Wünsche zu erfüllen vermochte, so erhob sich ein Streit unter ihnen, und einer kränkte den andern mit feindseligen Reden, so daß zuletzt alle in stummem Unmuth des Weges daher giengen.

Leander, der solches bemerkte, war darüber von Herzen betrübt. Er bestimmte nun selbst den Weg, um den Zwist zu beenden, und führte die grollende Schaar einen nahe gelegenen Hügel hinan, der weit über die Ebene hinausschauete.

Als sie denselben erstiegen, und Leander sich niedergelassen hatte, lagerten sich die Knaben zu seinen Füßen. Allmählich verschwand ihr Unmuth bei'm Anblick der herrlichen Aussicht, und sie begannen wiederum ihre Augen zu erheben, und lauschten erwartungsvoll der Worte ihres väterlichen Freundes. Diesem aber war, als er in die weite Ebene hinabschaute, als überblicke er das Leben von dem letzten Hügel der Laufbahn, nnd all' die Stürme, so er überstanden, und die Freuden und Leiden vergangener Zeit zogen an seiner Seele vorüber, und er gedachte mancher treuen Hand, die seine Lasten erleichtert, und manches befreundeten Herzens, das der Tod von dem seinen gelöst, und und seine Seele war voll Wehmuth, und er blickte gedankenvoll auf seine Enkel herab, und dachte, wie sie noch am Eingang ständen des sturmbewegten Lebens, und wie die Zeit so kurz sey, in der er sie zu leiten

vermöchte, und der Gedanke, daß sie noch nicht eins waren im Geist der Liebe, der Eintracht, beunruhigte sein Gemüth.

Als er solches dachte, und in tiefes, ernstes Nachdenken versenkt hinabschaute, fiel sein Blick auf einen nahe gelegenen Weiher, in dessen Schilfrohr der Wind spielte, und es in sanften Wellen bewegte. Es gemahnte ihn aber dasselbe an die jugendliche Schaar, die ihn umgab, und er erhob sein Antlitz und sprach: „Nicht umsonst, meine Kinder! wurde unser Fuß auf diesen Hügel geleitet! Seht das Rohr zu unsern Füßen, ist es nicht ein Bild eurer zarten, schutzbedürftigen Jugend? Leicht bewegt schwanken die feinen Stäbchen sobald ein Windstoß darüber hinfährt, sollte man nicht befürchten, daß er sie knicken werde, da die Natur ihnen in sich selbst so wenig Widerstand gab?“

„Ich würde es glauben,“ entgegnete einer der Knaben, „wenn ich nicht gesehen, wie jenes zerbrechliche Rohr schon stärkere Stürme bestanden, und dennoch unversehrt geblieben ist, wenige Stäbchen ausgenommen, die ich zerknickt am Ufer fand.“

„Und warum mußten diese unterliegen?“ frug der Greis.

„Sie standen allein und getrennt von den andern,“ erwiederte jener; „darum konnte der Sturm sich ihrer bemächtigen! Dort aber, wo das Rohr dichter ist, stützt ein Stäbchen das andere, und ob der Wind sie auch allesammt beugt, so kann er doch keines zerbrechen, weil das Ganze das Einzelne hält, und dem Sturme Widerstand leistet.“

„Und sollte uns nicht hierin eine geheime Lehre verborgen seyn?“ versetzte Leander. „Was ist es denn,

was das Glück der Völker, das Wohl der Familien sichert? Ist es nicht, nächst dem höhern Schutz, der friedliche Verein einzelner Kräfte, das Band der Liebe und Eintracht, das demselben Dauer verleiht?«

Da errötheten die Knaben, denn sie gedachten ihres Streites und ihres öftern Unfriedens, und sie wagten nicht ihre Blicke zu erheben. Leander aber sah, was in ihrem Herzen vorgieng, und winkte einem derselben, daß er eine Handvoll des Rohrs herbeibringe. Als aber solches geschehen, vertheilte der Greis es unter die Brüder, und sprach:

„Gedenket, wenn ich heimgegangen bin, gedenket mein beim Anblick des Rohres! Haltet zusammen, so wie der Schöpfer diese zarten Stäbe dicht an einander gepflanzet hat! Vereint nur vermögt ihr die Stürme des Lebens zu bestehen, so wie es dieses Bild euch gelehrt hat. Und wenn einer sich lossagen will von dem brüderlichen Bunde, so erinnert euch des Rohres, das der Sturm geknickt hat. Dem vereinzelten Daseyn drohen die Schläge des Geschickes doppelt Gefahr. Liebe und Eintracht aber sind die Stützen des Lebens, und im Unglück entfaltet sich zwiefach ihre himmlische Kraft.« Da wurden die Knaben ergriffen von den Worten des Greises; dieser aber segnete sie unter Thränen, und alle legten in seine Hand das Gelübde ab, zu thun, wie er sie durch das Gleichniß gelehrt hatte.

Der Tulpenbaum.

Ein Gärtner kam zu einem andern, der auch ein Gärtner war, und viele herrliche Pflanzen und Bäume erzogen hatte. Da redeten sie von allerhand Gewächsen, die in fernen Weltgegenden geboren und einheimisch, und auch in den kältern Himmelsstrichen grünen und blühen, und nannten einander die eigenen sonderlichen Namen, welche auszusprechen und zu behalten nicht Jedermanns Sache ist. — Sie giengen aber in den Garten, und besahen die mannichfaltigen Gewächse und sprachen miteinander.

Da erzählte der fremde Gärtner, daß er sich ein Gewächs erzogen, welches ein sonderliches vor andern sey, genannt der Tulpenbaum: denn seine Blüthe sey den Tulpen ähnlich an Gestalt, er stamme aber aus fernen, fernen Landen, und sey nicht zu vergleichen allen andern Bäumen. So rühmte er den Tulpenbaum über die Maaßen.

Da entzündete sich in dem Herzen des andern Gärtners die Begier, auch einen solchen Baum zu haben, und er bot jenem die schönsten Bäume seines Geheges, daß er ihm einen Tulpenbaum sendete. Und jener gieng, und sendete den Baum.

Und als der Tulpenbaum begann zu grünen und Knospen zu gewinnen, da war der Gärtner voll Freude, uud erzählte allenthalben von seinem Baume, und daß er bald Tulpen bringen würde. Der Gärtner aber und alle seine Freunde meinten, der Baum müsse von überschwänglich schöner Gestalt seyn, jede Blume von herrlich glänzender Farbe, und mit feurigen und pur-

purnen Streifen, und der ganze Baum gleich einem auserlesenen Tulpenbeet von tausend Farben. Denn der fremde Gärtner hatte den Baum über die Maaßen gerühmt.

So harreten sie, und die Tage und Stunden däuchten ihnen sehr lange, bevor er blühte und sich die Knospen aufthaten.

Endlich thaten sich die Knospen auf. Aber der Gärtner und seine Freunde merkten es nicht: denn sie glaubten, die Gestalt seiner Blüthe müsse eine andere seyn. Als sie nun merkten und sahen, daß es in der That die volle Blüthe sey, da achteten sie seiner Schönheit gar wenig: denn er blühete in bescheidener Schönheit und Einfalt; sondern sie wurden unwillig und zürnten sehr, und brachen heimlich aus Scham und Unwillen alle Blüthen und Knospen ab, und zerstörten sie, damit sie nicht von andern ihres Rühmens wegen verspottet würden.

Also begab sich diese Geschichte. Sie lehret aber, daß man das Unbekannte und auch seine Freunde nicht über die Maßen rühmen und preisen solle. Denn der Mensch ist von Natur ungenügsam, und verlangt, das Gute solle das Beste, und das Schöne das Schönste seyn, und wenn er es nicht also findet, dann zürnet er, und verachtet das Gute und Schöne, weil es nicht das Allerschönste und Beste ist.

Der Weinstock.

Am Tage der Schöpfung rühmten die Bäume gegen einander, frohlockend ein jeglicher über sein eige-

nes Daseyn. „Mich hat der Herr gepflanzt,“ sprach die erhabene Ceder, „Festigkeit und Wohlgeruch, Stärke und Dauer hat er in mir vereinigt.“ — „Jehovah's Güte hat mich zum Segen gesetzt,“ sprach der umschattende Palmbaum, „Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet.“ — Der Apfelbaum sprach: „Wie ein Bräutigam unter den Jünglingen prange ich unter den Bäumen des Waldes.“ — Und die Myrthe sprach: „Wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter den niedrigen Gesträuchen.“ So rühmten alle, der Oel- und Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne rühmten.

Der einzige Weinstock schwieg und sank zu Boden. „Mir,“ sprach er zu sich selbst, „scheint alles versagt zu seyn, Stamm und Aeste, Blüthen und Früchte; aber so wie ich bin, will ich hoffen und warten.“ Er sank darnieder und seine Zweige weinten.

Nicht lange wartete und weinte er; siehe! da trat die Gottheit der Erde, der freundliche Mensch, zu ihm. Er sah sein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank und Hilfe begehrte. Mitleidig richtete er's auf, und schlang den zarten Baum an seiner Laube hinauf. Froher spielten anjetzt die Lüfte mit seinen Reben, die Gluth der Sonne durchdrang seine harten, grünenden Körner, bereitend in ihnen den süßen Saft, welcher des Menschen Herz erfreuet. Mit reichen Trauben geschmückt, neigte bald der Weinstock sich zu seinem Herrn nieder, und dieser kostete seinen erquickenden Saft, und nannte ihn seinen Freund, seinen dankbaren Liebling. Die stolzen Bäume beneideten ihn jetzt: denn viele standen entfruchtet da! Er aber freuete sich voll Dankbarkeit seines geringen Wuchses, seiner ausharrenden Demuth.

Darum erfreuet sein Saft noch jetzt des traurigen Menschen Herz, und hebt empor den niedergesunkenen Muth, und erquicket den Betrübten.

Verzage nicht, Verlassener, und harre duldend aus. Im unansehnlichen Rohre quillt der süßeste Saft; die schwache Rebe gebiert den erquickendsten Trank der Erde!

Das Bäumchen.

Ein Knabe sah seinen Vater einen wilden Apfelbaum pflanzen. — „Was willst du,“ fragte der Knabe, „mit dem knorrigen Dinge machen? Gewiß, ich würde ihm den Platz nicht gönnen,“ sagte der Knabe.

Aber der Vater antwortete: „Urtheile nicht zu früh, mein Kind. Kennest du denn dieses Bäumchen, das du ein knorriges Ding nennest?“ — „Kennen?“ sagte der Knabe. „Man siehet ja wohl, was es ist!“

„Seine äußere Gestalt,“ sprach der Vater, „siehest du wohl; aber nicht das, was in ihm verborgen liegt. Siehe, dieses unansehnliche Bäumchen kann ein schöner hoher Baum werden. Es kann in einigen Jahren Blüthe und Frucht tragen, und wird uns dann erfreuen und laben. Noch vermag es dieses nicht, denn noch unwirksam und verborgen ruhet in dem Bäumchen die Kraft, durch welche es dieses künftig vermag.“

Nach einiger Zeit sah Wilhelm seinen Vater wieder bei dem Bäumchen. Er pflanzte einen Stab neben demselben, und band es daran.

„Warum thust du das?“ fragte der Knabe. „Du nimmst ihm seine Freiheit.“

Der Vater antwortete: „Daß der Wind es nicht zerknicke, oder zu Boden werfe, und damit es schlank und gerade aufwachsen möge!“ Darauf schnitt der Vater mehrere Zweige von dem Stämmchen, lockerte den Boden rings umher, und umgab es mit Dornen, um das Vieh davon abzuhalten.

„Siehe,“ sprach der Vater, „ich liebe das Bäumchen um der verborgenen Lebenskraft, die in ihm liegt. Und darum pfleg' ich sein, auf daß die verborgene Kraft in ihm wachsen und gedeihen könne.“

Im Beginn des folgenden Frühlings führte der Vater den Knaben wieder zu dem Bäumchen. Er hatte ein Reis von einem andern Obstbaume abgeschnitten. Jetzt nahm er sein Messer, und that einen kräftigen Schnitt, so daß die Krone des Bäumchens zur Erde fiel. „O weh!“ rief der Knabe und erschrack. „Nun ist ja alle Mühe vergebens!“

Der Vater aber lächelte, und pfropfte das mitgebrachte Reis auf den Stumpf des Bäumchens, und verband alles sorgfältig, darauf sprach er: „Siehe, wäre das Stämmchen im Walde geblieben, so würd' es schief und knorrigt, wie der Zufall es gab, aufgewachsen seyn, und niemals eßbare Frucht gebracht haben. Aber ich habe sein Wachsthum und seine innere Kraft geleitet. Ehe der Frühling in seiner vollen Kraft erscheinet, habe ich dem Bäumchen das Edlere gegeben, damit es hierauf seine sprossende Kraft richte, und künftig liebliche Blüthen und Früchte trage.“

Bald breitete nun das Bäumchen seine Zweige und Aeste aus, und war lustig anzusehen: denn es trug Knospen und Blüthen, und im Herbste neigten sich die Zweige unter vielen goldgelben und röthlichen Aepfeln.

„Was meinest du nun?“ fragte darauf der Vater den Knaben.

„O,“ antwortete dieser mit Freuden, „es ist ein liebes und dankbares Bäumchen geworden!“

„Siehe,“ fuhr der Vater fort, „wie es die vollen Aeste dir entgegen streckt! Nun, ich schenk' es dir, Wilhelm! Es soll von nun an dir gehören! Es hat jetzt seine Bestimmung erreicht!“

Die Wespe.

Ein buntgeflügelter Schmetterling schwebte fröhlich durch die blaue Luft, und setzte sich auf den duftenden Kelch einer Lilie. — Da nahte sich ihm Emil mit leisem Schritte, um ihn zu fangen; doch als er den Kelch der Blume anrührte, da flog der Schmetterling von dannen. Aber aus der Tiefe des Kelches kam eine Wespe hervor, und stach den Knaben in die Hand, also, daß es ihn sehr schmerzte. Da lief Emil zu seinem Vater, und zeigte ihm die aufgelaufene Beule.

„Fürchtetest du denn nicht,“ sagte der Vater zu ihm, „die mörderische Waffe des Thieres unter dem erquicklichen Dufte?“

„Wie sollt' ich, mein Vater,“ antwortete Emil,

„wie konnt' ich in der friedlichen Blumenwohnung die lauernde Tücke des giftigen Stachels vermuthen?“

„Du meintest, mein Sohn!“ sagte der Vater, „es müsse der Friede wohnen, wo das heitere Leben des Schönen sich offenbart, und du hast recht in deinem kindlichen Glauben. Siehe! der Schmetterling schlägt das Gold seiner Flügel um den Duft des Kelches, er will nichts als den reinen Hauch trinken. Er nahet sich mit reinem Sinne, und kommt fröhlich und wehrlos geflogen. Aber es ist nicht das frische blühende Leben, was die Wespe locket, sondern der grobe Nutzen. Sie will sich Honig holen aus dem Kelche für Zelle und Haus. Sie kommt mit räuberischem Sinne, darum ist auch ihr Herz voll Argwohn, und sie hat sich gerüstet mit der giftigen Waffe.“

Darauf trat der Vater mit seinem Sohne an die Blume hin, und am Boden lag die Wespe und war todt.

„Siehe, liebes Kind!“ fuhr er alsbald fort, „sie hat sich selber den Tod gegeben, indem sie dich stach. Und kann das auch anders seyn? Wo im unreinen Herzen der Argwohn entsteht, da tödtet er das Leben mit seinem giftigen Stachel. Aber schaue dort den Schmetterling, wie der Glanz seiner Schwingen im Sonnenlichte leuchtet!“

„Nahe dich, mein Sohn! dem Schönen nur mit reinem Sinne und um seiner selbst willen!“

Das Kanarienvögelchen.

Ein kleines Mädchen, Namens Karolina, hatte ein allerliebstes Kanarienvögelchen. Das Thierchen sang vom frühen Morgen bis an den Abend, und war sehr schön, gelb mit schwarzem Häubchen. Karolina aber gab ihm zu essen Saamen und kühlendes Kraut, auch zuweilen ein Stückchen Zucker, und täglich frisches klares Wasser.

Aber plötzlich begann das Vögelchen zu trauern und eines Morgens, als Karolina ihm Wasser bringen wollte, lag es todt in dem Käfig.

Da erhob die Kleine ein lautes Wehklagen um das geliebte Thier, und weinte sehr. Die Mutter des Mägdleins aber gieng hin, und kaufte ein anderes, das noch schöner war an Farben, und eben so lieblich sang, wie jenes, und that es in den Käfig.

Allein das Mägdlein weinte noch lauter, als es das neue Vögelchen sah.

Da wunderte sich die Mutter sehr, und sprach: „Mein liebes Kind, warum weinest du noch, und bist so sehr betrübt? Deine Thränen werden das gestorbene Vögelchen nicht in das Leben rufen, und hier hast du ja ein anderes, das nicht schlechter ist, denn jenes!“

Da sprach das Kind: „Ach liebe Mutter! ich habe unrecht gegen das Thierchen gehandelt, und nicht alles an ihm gethan, was ich konnte und sollte.“

„Liebe Lina!“ antwortete die Mutter, „du hast seiner ja sorgfältig gepflegt!“

„Ach nein!“ erwiederte das Kind; „ich habe noch kurz vor seinem Tode ein Stückchen Zucker, das du

mir für dasselbe gabest, ihm nicht gebracht, sondern selbst gegessen.« So sprach das Mädchen mit betrübtem Herzen.

Die Mutter aber lächelte nicht über die Klagen des Mädchens: denn sie erkannte wohl und verehrte die heilige Stimme der Natur in dem Herzen des Kindes.

„Ach!« sagte sie, „wie mag dem undankbaren Kinde zu Muthe seyn am Grabe der Aeltern!«

Das Storchnest.

Seit ein paar Menschenaltern hatte eine Storchfamilie das Insassenrecht auf dem Firste eines alten Schlößchens. Mit dem Beginne des Frühlings kam regelmäßig ein Paar von der Sippschaft, und nahm das angestammte Nest ein. Mit lautem Geklapper verkündete es seine Ankunft, und Groß und Klein im Dorfe lief zusammen, um die kühnen Wanderer nach zurückgelegter Reise zu bewillkommnen.

Das alte Schlößchen kam indeß immer mehr und mehr aus der Mode; der Hausherr ließ ihm ein neues Gewand anlegen, und für den neuen Zuschnitt wollte das Reisigrad nicht mehr passen.

Das Rad wurde demnach mit Nest und Eiern vom Giebel gestürzt; die vertriebenen Störche erhoben auf benachbarten Dächern ein wehmüthiges Geklapper; die Kinder weinten und die Alten weissagten Unglück dem Hause, wo seit einem Jahrhundert Glück und Segen gewohnt hatten.

Wirklich kamen auch Mangel und Noth, die gewöhnlichen Gefährten der Modesucht, über die verschönerte Burg, und den Hausherrn wandelte zuletzt die Sehnsucht an, die ehemaligen Zeugen seines Glückes wieder auf sein Dach, und mit ihnen vielleicht das entflohene Glück auch unter dasselbe zurückkehren zu sehen. Er ließ ein neues Rad, mit Reisern durchflochten, auf den alten Platz setzen, und zweifelte nicht, daß seine vormaligen Gäste mit Dank wieder einziehen würden. Aber gefehlt! Zwar kamen sie, wie sie bisher gethan hatten, im nächsten Lenze, setzten sich auf das Dach, und klapperten ihren Gruß dem ganzen Dörfchen zu; nach wenigen Tagen aber waren sie, dem neuen Neste zum Trotz, wieder verschwunden.

Das verdroß den Edelmann. „Die hochbeinigen und hochmüthigen Schlucker,“ sagte er zum Amtmanne, „scheinen gar mit mir zu schmollen! Da kein Rad mehr da war, kamen sie alle Jahre, und baten um Herberge, nun ich sie ihnen darbiete, will keiner mehr davon Gebrauch machen.“

Da bückte sich der Amtmann vor dem gebietenden Herrn, rieb sich die Hände, und sagte: „Verzeihen Euer Gnaden: Selbst die edlern Thiere haben eine Art Stolz, und ein zurückgestoßener Hausfreund braucht lange, bis er wieder Zutrauen faßt.“

Das Rothkehlchen.

Ein Rothkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmannes, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster, und nahm das zutrauliche Thierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmannes das Vöglein lieb und werth. Aber als nun der Frühling wieder in das Land kam, und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast entfloh in das nahe Wäldchen, und bauete sein Nest, und sang sein fröhliches Liedchen.

Und siehe! als der Winter wiederkehrte, da kam das Rothkehlchen abermals in die Wohnung des Landmannes, und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann aber sammt seinen Kindern freueten sich sehr, als sie die beiden Thierchen sahen, wie sie aus den klaren Aeuglein zutraulich umherschauten. Und die Kinder sagten: „Die Vögelchen sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten!“

Da antwortete der Vater: „Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen, und Liebe erzeuget Gegenliebe.“

Die Spinne.

Ein Knabe war mit seinem Vater hinausgegangen in den Weinberg. Da fand er eine Biene in dem Netz einer Kreuzspinne. Schon öffnete diese ihr drohendes Zangengebiß, um jene zu erwürgen. Aber der Knabe befreite die Biene, und zerstörte dann auch das Gewebe des Raubthieres.

Der Vater des Knaben sah es und fragte: „Wie kannst du, mein Sohn! den Witz und die Gewandtheit des Thieres so gering achten, daß du sein mühsam und künstlich Gewebe vernichtest? Sahest du nicht, wie schön und regelmäßig die zarten Fäden geordnet waren — wie kannst du denn zugleich so mitleidig und so hart seyn?“

Der Knabe antwortete: „Ist nicht der Witz der Spinne boshaft und auf Mord und Verderben gerichtet? Aber die Biene sammelt Honig und Wachs in ihre Zellen. Darum befreite ich die Biene und zerstörte das Gewebe der Spinne.“

Der Vater lobte das Urtheil der unbefangenen Einfalt, die selbst den glänzenden Witz verdammt, der, aus Selbstsucht entspringend, auf Schaden und Verderben zielt.

„Aber,“ fuhr der Vater fort, „vielleicht hast du doch der Spinne Unrecht gethan. Siehe, sie schützt unsere reifenden Trauben vor den Fliegen und Wespen mit ihrem Gewebe, das sie darüber hinspannt.“

„Thut sie das denn,“ fragte der Knabe, um jene zu schützen, oder vielmehr um den eigenen Blutdurst zu stillen?“

„Nun freilich,“ antwortete der Vater, „sie mag sich wohl wenig um die Trauben selbst bekümmern.“

„O,“ sagte der Knabe, „dann hat das Gute, das sie ausübt, ohne es zu wollen, auch keinen Werth. Der gute Wille ist ja nur das Gute und Schöne im Guten.“

„Wohl wahr!“ sprach darauf der Vater; „der Dank dafür gebührt der Natur, die selbst das Schädliche und Feindselige zur Erhaltung des Guten und Nützlichen anzuwenden weiß.“

Darauf fragte der Knabe: „Warum sitzt die Spinne so einsam in ihrem Gewebe, und die Bienen leben zusammen in geselligem Vereine, und wirken gemeinschaftlich? So müßten die Spinnen auch ein großes gemeinsames Netz machen.“

„Liebes Kind,“ erwiederte der Vater, „nur zu guten Zwecken können sich viele befreunden. Der Bund der Bosheit und Selbstsucht trägt den Keim der Zerstörung in sich selber. Darum wollte die weise Natur nicht versuchen, was die Menschen so oft als unmöglich und verderblich erfahren.“

Als sie nach Hause zurückgiengen, da sagte der Knabe: „Hab' ich doch heute von dem häßlichen Thiere einiges gelernt.“

„Warum nicht?“ antwortete der Vater; „die Natur hat das Feindselige dem Freundlichen, das Böse dem Guten zur Seite gestellt, damit das Gute neben jenem desto schöner und heller erscheine. Und so vermag der Mensch auch von dem Bösen zu lernen.“

Die Schöpfung der Raupe.

Als die ersten Menschen um ihrer Schuld willen aus Eden verbannt waren, und schon der fromme Abel unter der schweren Hand seines Bruders sein Leben ausgehaucht hatte, trat der Todesengel vor Jehovah und sprach: „Das Urtheil des Todes ist über die Erde ausgesprochen, und der Mensch zeiget sich seines Schicksals würdig. So verleihe mir denn die Gewalt, einige Geschöpfe zu Dienern des Verderbens hervorzubringen, und andere umzuschaffen, daß sie mich in meinem Werke unterstützen.“

Jehovah winkte Erhörung. Da schwebte der Engel des Herrn hernieder, und gab dem Löwen die furchtbare Kralle und den nach Blut lechzenden Rachen; sein Gebrüll erschütterte zum ersten Male das Gefilde, und statt des gekräuselten Haares, das seinen Hals geschmückt hatte, rollte die gelbe Mähne von seinem Nacken. Der Tieger und der Leopard, die bisher unter den Lämmern geweidet hatten, bekamen das fleckige Fell und mit ihm die tückische Blutgier. Geier und Adler schrieen in den Lüften, und brachten in ihren zackigen Klauen Tod und Verderben in die Thäler hinab. In den Felsenritzen lauerte die giftgeschwollene Natter.

Der Schutzgeist der Erde trauerte. Es war ein Zwiespalt in der Natur. Selbst der Engel des Todes erschrak vor seinen Gebilden. Aber er tröstete sich selber, und sprach: „Schaffet sich nicht der Mensch selbst seine Welt? Er verschmähete die Ruhe und den Frieden, und wollte den Kampf statt der Herrschaft. Wie kann ich denn anders, als schrecklich seyn auf entweiheter Erde?“

Er sprach's, und wies den schrecklichsten Ungeheuern die Wüste zum Aufenthalte an, und die Stunden der Nacht zum Rauben: denn bei den Himmlischen ist auch die strenge Gerechtigkeit nie ohne Liebe.

Darauf schwebte der Engel des Verderbens zu den Wohnungen der ersten Menschenfamilie, und ließ sich hernieder in einen kleinen Garten, wo Mirza, Abels geliebte und trauernde Schwester, Bäume und Blumen erzog. Es war ein kleines Bild von Eden, voll kühler Schatten und lieblicher Wohlgerüche und Blüthen.

Sinnend stand hier der himmlische Bote, gerührt von der Unschuld und Liebe Mirza's. »Muß ich der frommen Dulderin noch ein neues Leiden schaffen?« sprach er. »Nun es sey! Dem frommen Sinne erblühet auch aus Leiden Freude. Und gehört sie nicht auch zu dem Geschlecht der Gefallenen? Die Saat der Sünde ist ewig. Auch hier habe die Vergänglichkeit ihre Diener!«

Er neigte seinen Stab, und aus dem Staube, den er berührte, quoll eine gefräßige Raupe. Sie begann sogleich die Pflanzen rings umher zu verzehren, und zernagte Blätter und Blüthen des nächsten Bäumchens.

Bald darauf kam Mirza in ihr Gärtchen und erschrak, als sie die Verwüstung an Blättern und Blüthen entdeckte. Da sie aber näher hinzutrat, und das seltsame Thier mit dem nagenden Gebisse an den Zweigen erblickte, erschrak Mirza noch mehr, und lief zu ihrem Bruder Seth. »Siehe!« sprach sie, »eine Schlange verzehret mein Gebüsch und sitzet an deu Zweigen.«

Da kam Seth in das Gärtlein, und nachdem er die Raupe beschauet, sprach er: „Nicht doch, Mirza! Die Furcht hat dir das Thier schrecklicher vorgebildet. Die Schlange kriecht auf ihrem Bauche; dieses Thier aber hat Füße und ist ein anderes Gewürm, das wie ein Schaaf von den Blättern lebt. Ich will es zertreten!“ Darauf schüttelte der Knabe den Baum, daß die Raupe zur Erde fiel.

„Ach nein!“ flehete Mirza, „erschlag' es nicht! Essen wir nicht auch die Frucht des Baumes? Das Thier weiß nicht, daß es mein Gärtchen und meine Freude ist. Darum erschlag' es nicht. Ich will ihm geben, daß es genug habe, und den Pflanzen nicht schade.“

Da sagte der Knabe: „Sind uns denn nicht die Thiere unterthan, und in unsere Gewalt gegeben?“

„Aber es ist doch besser,“ antwortete Mirza, „Milde und Sanftmuth üben, denn Gewalt. So laß ihm das Leben.“

Darauf machte Mirza ein Gehege um die Raupe, und gab ihr von den Blättern und Blüthen der Bäume am Abend und Morgen, mehr denn sie verzehren konnte.

Als der himmlische Bote dieses sah, da ward er gerührt und sprach: „Der Mensch hat doch nicht ganz das göttliche Ebenbild verloren. Er vermag selbst dem Feinde wohlzuthun, und Böses mit Gutem zu vergelten.“ — Der Engel stand sinnend, darauf sprach er: „Es ist billig, daß dem Guten das Schöne begegne!“ — Er berührte das nagende Gewürm mit seinem Stabe. Die Raupe empfing die wundersame Kraft, sich selbst ihr Todtengehäuse zu bauen. — Alles dieses geschah um die Zeit der Abenddämmerung.

Am andern Morgen in der Frühe, trat Mirza in ihr Gärtchen, und blickte in das Gehege der Raupe, aber sie fand sie nicht. „O! sie wird noch schlafen,“ sagte sie in kindlicher Weise, „aber ich will sie nicht wecken, sondern Blätter sammeln, so lange noch der Thau darauf liegt.“ — So sammelte sie Blüthen und Blätter. Denn Mirza hatte das Thier durch Wohlthun lieb gewonnen, und sie trug die ganze Natur an ihrem Herzen, seit Abel nicht mehr mit ihr wandelte.

Als Mirza nun mit den Blüthen und Blättern hinzutrat, fand sie ein Gehäuse, glänzend und schön, wie ein silberfarbenes Gewölk. Und sie stand und erstaunete, und sie rief ihrem Vater und der Mutter sammt allen Genossen des Hauses und sprach: „Sehet! welch ein Geschöpf habe ich erzogen! Jetzt ist es todt, und ruhet in einem wundersamen Grabe. — Wer weiß, ob es nicht von neuem hervorkommt.“

Also redete Mirza mit prophetischem Geiste. Sie wußte aber nicht, daß sie die Gabe der Weissagung hatte.

Adam aber, ihr Vater, sagte: „Wer mag solches ergründen! Anfang und Ende ist vor den Augen der Menschen verborgen. Doch mag das neue Ereigniß nicht ohne Lehre und Weisheit seyn. Wohlan! lasset es uns in unsere Hütte tragen.!“

Also trugen sie die Hülle des Thieres in ihre Wohnung. Mirza aber sprach: „Ich freue mich nun, daß ich sein bis an den Tod gepfleget habe.“

Also lag nun die Hülle des unbekannten Thieres in der Wohnung der Menschen, ihnen ein Bild Abels,

des Erstentschlafenen. Als sie nun eines Morgens versammelt waren, und von dem Tode redeten mit wehmüthigem Herzen, siehe! da erhob sich plötzlich ein leises Säuseln und das Todtengehäuse bewegte sich von selber. Nun traten sie alle hinzu, und schaueten auf die Hülle voll stiller Erwartung.

Da zerborst plötzlich das runde silberfarbene Grab, und siehe! es kam ein lebendes Wesen hervor aus dem engen Gehäuse, und zitterte und entfaltete ein doppeltes Flügelpaar. Die Flügel aber waren blau, gleich wie Saphir und das Gewölbe des Himmels, wenn es klar ist, und mit einem goldenen Saum rings umgeben, und jeder Fittig war eine Spanne lang und breit. Und auf dem zerborstenen Gehäuse lag ein röthlicher Tropfen, wie Blut. Das neugeborne Thier aber schwebte mit säuselnden Flügeln hinaus über den Düften der blühenden Bäume.

Da erfüllete heilige Bewunderung und Freude die Herzen der ersten Menschen, und sie dachten an Abel, den Erstling der Entschlafenen. Und ihre Augen wurden eröffnet, daß sie die Gestalt Abels sahen, wie eines Engels.

Und sie vernahmen die Stimme des Todesengels, welcher sprach: „Sehet, aus dem Tode keimet Leben, und Tage wandeln sich in Ewigkeiten. Dem reinen Sinne und kindlichem Glauben wird gegeben, die Wahrheit im Bilde zu schauen.“

Seit diesem Tage trauerte Mirza nicht mehr um Abel, und die ersten Menschen gedachten von nun an des Todes mit freudiger Hoffnung.

Der Schmetterlingsfang.

Der kleine Wilhelm hüpfte an einem frühen Sommermorgen in den Garten seines Vaters, um von dem Blumenbeet, welches ihm eigen gehörte, einen Strauß von Nelken und Levkojen zu pflücken, der Mutter zum Geschenke: denn es war ihr Geburtstag.

Als er nun in den Garten kam, erblickte er einen schönen Sommervogel, der hin und her flatterte. Da vergaß der Knabe Mutter und Blumen, und wollte das Vöglein erhaschen.

Anfangs verfolgt' er es mit leisen Schritten, als ob er sich verbergen wollte, aber mit jedem Schritte wuchs seine Begierde, und das Vöglein dünkte ihm schöner an Fittich und Farben, je mehr es sich entfernte. — Endlich ließ es sich nieder, und setzte sich auf ein kleines Obstbäumchen, welches seine ersten Blüthen trug. Dieses aber stand neben dem Blumenbeet, das ihm eigen gehörte, und auch das Bäumchen hatte der Vater ihm geschenkt. Darum, und weil es so klein war und eine schöne Krone trug, liebte der Knabe es sehr.

Als er nun das Sommervögelein auf der Blüthe sitzend erblickte, sprang er eilends hinzu, und schlug mit seinem Hut so heftig nach dem Sommervogel auf dem Bäumchen, daß alle Blüthen herniederfielen, und zwei Aeste herabgerissen wurden.

Da sah er bestürzt vor sich nieder zu seinen Füßen, wohin die Zweige gefallen waren, und ward gewahr, daß er auch alle seine Hyazinthen, Levkojen und

Nelken zertreten hatte, und das Sommervöglein lag todt und zerrissen zu seinen Füßen.

Da kehrte Wilhelm weinend und wehklagend nach Hause zurück, ohne Sommervögelein und Blumen — ein Bild leidenschaftlicher Sinnlichkeit, die nach Freuden hascht.

Die Kutschfahrt.

Ein Vater fuhr mit seinen drei Söhnen in einem halbverdeckten Wagen über Land. Die zwei jüngern Brüder saßen rückwärts; der ältere an der Seite des Vaters.

Sobald das bekannte Revier zurückgelegt war, und der Morgennebel sich niedergesenkt hatte, erhob der ältere ein Jubelgeschrei über die herrliche Aussicht.

„Ach! wie glücklich ist doch unser Bruder!“ dachten die Rückwärtssitzenden. „Während wir, wie ein paar Wendehälse zur Rechten nnd Linken uns drehen, um nur ein kleines Theilchen der schönen Aussicht zu genießen, übersieht er Alles auf einmal!“

Bald aber kam die Reihe des Jubels an sie. Die sehnlich erwarteten, den Augen des Bruders entschwundenen Gegenstände rückten allmählig in ihren Gesichtskreis, und beide neckten nun den Bruder, daß er sich so vergeblich bemühete, an den Seiten des Vordersitzes rückwärts zu schauen.

Darüber erhob sich ein Streit unter ihnen: „Welchem das glücklichste Loos gefallen sey?“

Der Vorwärtssitzende sagte: „Ich schaue, wie ein

Prophet in die Zukunft, ihr aber gleichet einem Menschen, der die Augen an der Stelle der Ohren, wo nicht gar am Hintertheile des Kopfes trägt, der Alles erst sieht, wenn er daran oder darüber weg ist.«

„Ach! über den jämmerlichen Propheten, der nur in die Zukunft und nicht auch in die Vergangenheit schauet!« erwiederten die Brüder. „Uns kommt zwar alles nur allmählich vor die Augen; dafür aber überrascht uns eins um das andere, und am Ende überblicken wir doch das Ganze zusammen so gut, als du.«

„So gut, als ich? Das fragt sich erst,« meinte der ältere Bruder. „Ich sehe Alles von vorn, ihr sehet Alles von hinten, und wahrscheinlich oft von einer unfreundlichen Seite.«

„Gewiß aber eben so oft von einer schönern!« fiel der Vater in's Wort, „wie man häufig das menschliche Schicksal hintennach in einem freundlichern Lichte sieht, als im Voraus und in der Gegenwart.«

In dem Augenblicke trat das Gespann in eine über den Weg laufende Vertiefung. Der Seher der Zukunft hielt sie für einen Abgrund, sprang erschrocken aus dem Wagen, und stürzte sehr unsanft auf die Nase, während seine zwei Brüder, kein Unglück ahnend, ruhig bei'm Vater sitzen blieben, und mit dem Wagen ganz sanft in den vermeintlichen Abgrund und wieder hinausglitten.

Jetzt kam auch der Bruder, bestäubt und mit blutender Nase zum Fuhrwerke zurück. Der Vater aber empfing ihn mit den Worten: „Willkommen, du weiser Seher der Zukunft, der sich selbst ein wirkliches Unglück macht, um einem vermeintlichen zu entfliehen!«

„Leider merke ich nun,« versetzte der gedemüthigte

Sohn, „daß es nicht immer gut ist, alles vorauszusehen.“

„Besonders wenn man so falsch, wie du, voraussieht,“ setzte sein Bruder hinzu.

Der Vater aber sprach: „Dem Bruder widerfuhr mit seinem kleinen Unfalle so wenig etwas Seltsames als euch mit euerm blinden Glücke. Tausende kommen, auf der großen Landkutsche des Lebens rückwärts sitzend und einem guten Fuhrmanne vertrauend, eben so sicher durch die Welt, als mancher andere, der sich auf den Bock schwingt, um jeder Gefahr auszulenken. Kluge Leute haben indeß zwei Gesichter. Mit dem jungen sehen sie rückwärts, mit dem alten vorwärts.“

„Und warum denn gerade rückwärts mit dem jungen und vorwärts mit dem alten?“ fragten die jüngern Söhne.

Der Vater antwortete: „Das rückwärts schauende Gesicht sammelt, wie die Jugend, erst Erfahrungen ein; das vorwärtsblickende benützt, wie das Alter, die schon gesammelten, um richtiger zu urtheilen und klüger zu handeln, als euer Bruder. Wohl dem aber, der für das alte Gesicht nicht erst einen langen Bart abwartet.“

Der Probierstein.

Chilon, einer der sieben Weisen Griechenlands, gieng bei einem Goldschmidt vorbei, und sah, wie dieser ein Metall an einem Steine rieb, und sorgfältig dann den Stein beschauete.

„Was treibst du da?“ fragte der Weise.

„Ich prüfe das Gold hier an dem Probierstein, um dessen Gehalt zu erkennen,“ war die Antwort.

„Nun, so prüfst du einen Probierstein an dem andern,“ versetzte Chilon; „denn das Gold ist der Probierstein des menschlichen Herzens, daran man erkennen kann, ob es gut oder schlecht ist.“

„Ist er untrüglich dein Probierstein, wie der meine?“ fragte der Goldschmidt.

„Untrüglich!“ antwortete Chilon: „Denn ich habe noch keinen weisen oder edeln Mann gefunden, der dieses verderbliche Metall nicht gering geachtet hätte; da hingegen die Niedriggesinnten es zum Abgott ihrer Seele machen.“

Das Kaleidoskop.

„Vater!“ rief Erich mit freudestrahlenden Augen, „siehe, was ich bekommen habe! Ein Guckkästchen mit mancherlei Figuren, und jegliche trägt die Farbe des Regenbogens! Sieh nur einmal hinein, sie treiben in ewigem Wechsel, und eine ist immer schöner, denn die andere!“

Der Vater betrachtete das Geschenk, es war ein Kaleidoskop. „Weißt du auch,“ sprach der Vater,

„daß du die Bilder, die dich ergötzen, noch um vieles vermehren kannst?“

„Wie denn, mein Vater?“ rief jener erstaunt, und der Vater gieng, und brachte einige unansehnliche Stückchen Glas und mehrere kleine Steinchen.

Verwundert blickte ihn der Knabe an, doch befolgte er den Rath des Vaters, und siehe, die unansehnlichen Glasscheiben bildeten sich in dem künstlichen Glaskästchen zu zierlichen Rosetten und Glanzbildern; und der Knabe jauchzte und rief: „Wie wunderbar! Selbst das Geringste muß sich hier zu lieblichen Bildern formen und runden, denn alles spiegelt das seltsame Glas in vielfachem Glanze zurück.“

„Es ist das Bild eines heitern Gemüthes!“ sprach der Vater. „Gleich diesem theilt es jedem Gegenstande, den es in sich aufnimmt, seinen eigenthümlichen Zauber mit, und weiß selbst dem unbedeutenden eine anmuthige Seite abzugewinnen.“

„Aber, mein Vater,“ begann der Knabe nach kurzem Stillschweigen von neuem, „wie mag es wohl kommen, daß die Kaleidoskope so verschieden sind, und manches nur mühsam die Steinchen erkennen läßt, die sich darinnen befinden. Sie sind doch alle gleich an Form und Gestalt und innerer Bauart! Lina hat dasselbe Geschenk erhalten, aber sie hat keine Freude daran, ob es gleich von außen weit prächtiger aussieht, denn es zeigt nur finstere, glanzlose Bildchen, und ist nicht halb so schön, als dieses hier. Willst du, lieber Vater, so hol' ich es, damit du beide vergleichest!“

Der Vater winkte bejahend, und der Knabe eilte in's Haus, und kam bald darauf mit seiner Beute zurück.

In Kurzem war der Vater von der Wahrheit seiner Bemerkung überzeugt; und öffnete das Kaleidoskop, um sich von der Ursache dieser Verschiedenheit zu unterrichten.

Als er aber die innern Gläser betrachtete, waren diese blind und trübe, so daß aus keinem ein reiner Schimmer hervorgehen konnte, und er machte den Knaben darauf aufmerksam und sprach: „Sieh dieses unreine Glas! Wie kann ein trüber Spiegel freundliche Bilder zurückwerfen? Es bedarf der innern Klarheit, um uns die äußern Erscheinungen in anmuthigem Lichte zu zeigen! Denn jener Farbenschmuck geht von innen heraus und ist eine Wirkung des Lichts, die sich um so schöner offenbart, je reiner der Kristall ist, welcher die Strahlen aufnimmt!“

Der Knabe schmiegte sich inniger an den Vater und sprach: „Mir däucht, o Vater, dein Wort enthalte eine doppelte Lehre! Gewiß gleicht auch hierin das Kaleidoskop dem Menschengemüth. Die Gestalten des Lebens nehmen bald die düstre Farbe einer umwölkten Seele an, und so erscheint das Schicksal des Unglücklichen ihm bald im Mißverhältniß mit dem Geschick Anderer, ob es gleich oft dasselbe ist, was jene beglückt!“

„So bewahre den Kristall deiner Seele immer rein, damit dir die Freuden des Daseyns getreu bleiben!“ sprach der Vater. Erich aber lächelte mit heiterem Kindesblick ihm in's Auge, und der glückliche Vater las darin die schöne Beständigung seiner Hoffnung.

Die Fahrt über den Strom.

Ein Jüngling kam vor einen breiten Strom, um sich übersetzen zu lassen. Es war die erste Wasserfahrt in seinem Leben. Das Dorf, wohin er wollte, lag der Anfuhrt, von welcher er abstieß, gerade gegenüber; der Schiffer aber stemmte sich auf seiner Fahrkrücke der Strömung des Wassers so mächtig entgegen, daß es schien, als wolle er weit oberhalb des Zieles landen.

Der Reisende fragte daher: „Wo soll es denn hingehen, guter Freund?“

„Gerade hinüber!“ antwortete der Fährmann.

„Wenn das *gerade* heißt,“ sprach der junge Mensch, „so hab' ich alles Augenmaaß verloren. Geht es so fort, so kommen wir vier bis fünfhundert Schritte zu weit hinauf.“

„Ja, mein lieber junger Herr, wenn es so fortgeht,“ versetzte der Fährmann; „die Gewalt des Wassers aber wird uns, wenn wir in die Mitte kommen, weit genug abwärts treiben. Mein seliger Vater, Gott tröst' ihn! pflegte zu sagen: *Ein guter Fährmann, der gerade über einen Strom will, muß, wie ein guter Christ, sein Ziel ein wenig zu hoch stecken, sonst kommt er zu tief darunter. Den einen treibt der Strom des Wassers, den andern der Strom der Welt vorwärts.*“

Wirklich mußte der Schiffer am Ende noch alle Kraft anstrengen, um nicht *unter* dem Ziele zu landen; der Jüngling aber bezahlte das Fährgeld vierfach.

„Eine gute Lehre,“ sprach er, „ist oft mehr werth, als ein geleisteter Dienst, und ihm, mein lieber Freund, gebührt für beides meine Erkenntlichkeit.“

Das Gewissen.

Der zehnjährige Allwin sagte einst, als er von bösen Menschen sprechen hörte, zu seinem Vater: „Haben denn die Bösen und Gottlosen kein Gewissen?“

„Wie kommst du auf diese Frage, Kind?“ sprach der Vater.

„Ich denke,“ erwiederte der Knabe, „wenn sie ein Gewissen hätten, so würden sie nicht irren und fehlen.“

Und der Vater entgegnete: „Das Gewissen fehlt ihnen nicht; aber sie hören nicht auf seine Stimme, und achten nicht darauf.“

„Aber ist es möglich, nicht zu hören, wenn uns Jemand ruft, und die Stimme so nahe ist?“ Also fragte der Knabe.

Und der Vater erwiederte: „Ich will dir's erklären, Allwin! Du kennst den jungen Theodor. Er befand sich fast immer in der Gesellschaft eines sehr tugendhaften Jünglings, Namens Sophron. Dieser wurde sein Freund und Rathgeber. So oft Theodor nur im geringsten von dem Pfade der Pflicht abweichen wollte, warnte ihn des Freundes Stimme, und — er gehorchte ihr. Zuweilen folgte er einer thörichten Neigung, glaubte sie aber vor seinem Freunde geheim halten zu können; doch dieser, dem das Wohl

seines Lieblinges zu sehr am Herzen lag, war ihm nahe, als er im Begriffe stand, den Fehltritt zu begehen. Des Freundes Stimme warnte ihn, und — er gehorchte. Eines Tages gesellten sich zu Theodor nichtswürdige Buben, die ihn gegen seinen tugendhaften Freund einzunehmen suchten, er möge sich doch von ihm, den sie spottweise seinen Sittenrichter nannten, nicht ferner am Gängelbande leiten lassen, er wisse ja auch, was recht sey!«

»Diese giftigen Worte waren für das Herz Theodors von gar schlimmer Wirkung. Denn als er einst sehr nahe daran war, eine Thorheit zu begehen, und ihn des Freundes Ruf, wie gewöhnlich davon zurückhalten wollte, sagte Theodor kalt und trotzig: „Ich bin es überdrüssig, mich bei jeglichem Schritte führen zu lassen!« Umsonst suchte ihn Sophron von seinen guten Absichten zu überzeugen; der thörichte Theodor folgte seiner Begierde mehr, denn des Freundes Warnung und — fehlte. Noch war der Fehltritt freilich nicht sehr bedeutend, und als er Tages darauf einen größern thun wollte, und Sophron lauter und ernster und ausdrücklicher warnte, schämte sich der Jüngling, und unterließ ihn. Aber was half's? Das Gift jener bösen Buben wüthete noch in seinem Innern, und nach und nach ward er taub, des Freundes Stimme mochte noch so laut ertönen. Armer Theodor!«

»Trauernd zog sich Sophron nun zurück, und nur dann, wenn Theodor gar zu verderbliche Fehler üben wollte, ließ er, bald bittend, bald drohend seine Stimme vernehmen. Doch sie wurde überhört und von der Stimme der Leidenschaft überschrieen. Sophron, der verschmähte Sophron, schwieg endlich ganz!«

Allwin lauschte, was noch kommen würde. Aber der Vater sagte ihm: „Die Erzählung ist so ziemlich beendigt, die Anwendung sehr leicht. Was Sophron dem Theodor war, ist das Gewissen einem jeden unverderbten Menschen, und wie Theodor mit seinem Freunde verfuhr, also verfährt der Sünder mit dem Richter in seinem Innern. Dem Bösewichte fehlt dieser so wenig, als dem Theodor der Freund gefehlet, nur daß sie auf beider Stimme nicht achten. Was sich nun noch ferner ereignete, sollst du sogleich erfahren. Ungefähr nach Ablauf eines Jahres erwachte der betäubte Theodor aus seinem Traume, sah den tiefen Abgrund, der ihn zu verschlingen drohete, wenn er seinen sittenlosen Wandel fortsetzte. Er nahm sich vor, sich selbst zu überwinden. Mit zerknirschtem Herzen warf er sich in die Arme des edlen Sophron, und dieser nahm ihn auf, und drückte ihn mit Innigkeit an seine Brust.“

„Jetzt folgte Theodor seinem erfahrenen Freunde wieder, dessen Stimme ihn ermunterte zur Tugend, und abschreckte vom Laster. Auch dem leisesten Rufe gehorchte er. — Also gehet es auch dem, der aus dem Taumel erwacht, in den ihn seine Leidenschaften gewiegt: er greift in seinen Busen — er entsetzt sich vor den schrecklichen Folgen, die seine Thorheiten nach sich ziehen müssen — er wirft sich von neuem in die Arme der Tugend, und nimmt sich ernstlich vor, auf den leisesten Ruf seines Gewissens zu merken. Da mahnet es ihn wieder, ermuntert und warnt, und ist ihm ein liebender Freund.“

Der Weg der Pflicht.

Ein Vater gieng mit seinem Sohne nach der Stadt auf den Jahrmarkt. Der Weg aber führte durch ein langes Wiesenthal. Vor und hinter ihnen wandelte das Volk in Schaaren, und jeder wählte, trotz der an den Weg gesteckten Pfandzeichen, den bequemen Pfad. Ein verständiger und fleißiger Wiesenbesitzer hatte indeß, um Schaden zu verhüten, den Weg durch sein Eigenthum mit Erde und Kies erhöht; der Weg aber war noch neu und uneben. Da wichen die Wanderer zu beiden Seiten aus, und zertraten die Wiese noch schlimmer, als sonst.

Nur der Vater, von dem ich erzählen will, stieg geflissentlich auf den erhöhten Pfad, und ebnete mit kurzen und festen Schritten die gröbsten Schollen. Das gefiel seinem kleinen Sohne, er trampelte hinter ihm her, als trät' er Beeten im Garten ab.

Hinter beiden aber lachten die Marktgäste, welche bequemer auf dem Grase wandelten. Das hörte der Knabe und sagte: „Vater! die Leute hinter uns lachen, und gewiß gilt es uns, weil wir allein den unebnen Pfad gehen.“

„Wohl möglich!“ versetzte der Vater, „unter den Lachern ist aber gewiß der Eigenthümer dieser Wiese nicht, und wahrscheinlich sehen in dem Augenblicke unsere Lacher sich ängstlich nach dem Flurschützen um: denn der betretenste Weg ist nicht immer der erlaubte; wir aber gehen getrost den Pfad, den Alle betreten sollten.“

Auf dem Rückwege kamen Vater und Sohn etwas später, als die übrigen Marktgänger an diese Stelle. „Vater!“ sagte der Sohn, „jetzt lacht niemand mehr hinter uns her. Laß uns nun den Pfad ganz eben treten, dann werden ihn auch andere gehen, und nicht mehr den schädlichen Nebenweg einschlagen.“

Zu ihrer beiderseitigen Freude wurden sie aber gewahr, daß schon eine Menge Menschen, und unter diesen gewiß auch mancher Lacher, ihnen zuvorgekommen war.

„Siehst du,“ sagte der Vater, „was ein gutes Beispiel vermag? Laß uns nur immer auf der ganzen Lebensreise den Weg einschlagen, und wär' er auch noch so rauh, auf welchem wir keinen Wächter über, neben und in uns scheuen dürfen!“

„Vater!“ sagte der Sohn, „wie könnt' ich ein anderes wollen, da mir dein Beispiel überall vorleuchtet?“

„Und wie wohl wird dir seyn,“ fuhr der Vater fort, „wenn du auch immer so handelst, daß du wünschen kannst, die ganze Welt befolgte dein Beispiel.“

Die Augen Gottes.

Eli hatte einen einzigen Sohn, er hatte auf ihn seine Hoffnung gesetzt, daß er seines Vaters Freude und Stütze seyn sollte. Doch der Knabe ward, als er heranwuchs, mürrisch und boshaft, und that nicht nach dem Willen des Vaters, und sein Vater

hieß ihn deßhalb More, das heißt, einen Ungehorsamen. Mit jedem Jahre nahm des Knaben Bosheit zu: denn er fürchtete sich nicht vor Gott. Und oft erhob er sich in der Nacht heimlich vom Lager, und übte Frevel, denn er sprach: „Es ist finster um mich, der Allerhöchste achtet meiner Sünden nicht.“ — Eli aber alterte vor Gram, und durchweinte oft die Nächte um seinen Sohn.

Einst kam Mozal, der weise Gesetzlehrer, welcher im Lande umherzog und des Herrn Rechte verkündigte, zu Eli, dem er schon lange befreundet war. Als Mozal die Trauer Eli's bemerkte, erfragte er die Ursache, und sann nach, wie er des alten Vaters Schmerz lindern möge durch des Sohnes Wiedergeburt.

„Folge mir!“ sprach er eines Abends zu More; und More folgte ihm, und er führte ihn vor die Stadt auf einen Hügel, und hieß ihn ruhen. Nun fing er an, mit ihm zu reden von des Auges wundervollem Baue und seiner Kraft, und wie sich im Auge die Seele spiegle. Und More hörte ihn mit Lust, weil er liebreich zu ihm redete; dann hieß er ihn aufsehen zu dem sternenbesäeten Himmel, und ohne weiter mit ihm zu reden, führte er ihn zu Eli's Wohnung zurück.

Und am andern Abend führte Mozal den Sohn Eli's wieder zu dem Hügel, und redete dann von dem Urheber des Auges, und fragte More: „Der das Auge gepflanzt hat, sollte der nicht sehen, und mehr sehen, als die Menschen?“ Und er ließ ihn wieder aufblicken zu den Sternen, und kehrte, ohne mit ihm weiter zu reden, zurück. More aber dachte den Worten Mozals nach, und wußte nicht, in welcher Absicht dieser ihn Nachts auf den Hügel führte.

Als Mozal am dritten Abend ihm sagte, daß er ihn auf den Hügel geleiten möchte, fragte More: „Warum führst du mich jeden Abend auf den Hügel?“ Der weise Lehrer versprach ihm noch heute die Antwort zu geben. Und als sie auf dem Hügel angekommen waren, richtete Mozal seine Blicke zu den Sternen, und hieß More solches auch thun und sprach: „Siehst du das zahllose Heer der Sterne? Es sind die Augen Gottes! — Wohin du sehen magst, dahin sahen schon vor dir die Augen Gottes. Wohin du sehen wirst, dahin sehen sie schon, und mehr als du siehst, sehen sie. Die Augen Gottes sehen Alles. Sie sehen durch deine Augen in dein Herz, und schließest du sie, sie sehen doch hinein. Und ist auch deinem Auge keines der unzähligen Augen Gottes sichtbar, verhüllen auch dunkle Wolken deinen Blicken die Augen Gottes, du bist ihnen dennoch nicht verborgen mit allen deinen Gedanken, mit allen deinen Thaten; denn Finsterniß ist ihnen nicht finster, die Nacht leuchtet ihnen, wie der Tag. Die Augen des Herrn sind viel heller, denn der Menschen Augen, sie sehen Alles, was die Menschen thun, und schauen auch in die heimlichsten Winkel.“

Bei dieser Rede kam More Angst und Beben an, und aus seiner Brust drängte sich ein tiefer Seufzer. Er gedachte der Nächte, wo er glaubte ungesehen Frevel geübt zu haben. Und Mozal sprach weiter zu ihm: „Auch die ewige Liebe und die verzeihende Huld spiegelt sich in den Augen Gottes.“ Und der Jüngling flog an seine Brust und rief: „Ich will sie verdienen!“ — Und er gieng in sich, und was er that am Tage oder in der Nacht, er blickte auf zu den Augen Gottes. Und oft erhob er sich Nachts von seinem La-

ger, aber nicht wie vormals, sondern er trug dem Armen Brod in seine Hütte, und machte heimlich gut den Frevel, den er gestiftet. — Und Eli wußte nicht, wie dem Knaben geschehen war: denn er war folgsam und freundlich, und er durfte ihm kein böses Wort mehr sagen. Er wußte aber nicht, daß der Knabe mit Mozal auf dem Hügel gewesen war.

Böser Umgang.

Sophron, ein weiser Volkslehrer, erlaubte auch seinen erwachsenen Söhnen und Töchtern nicht, mit Menschen umzugehen, deren Wandel nicht ganz rein und sittsam war.

»Väterchen!« sagte eines Tages zu ihm die sanfte Eulalia, als er ihr untersagte, in Gesellschaft des Bruders die leichtsinnige Luzinde zu besuchen — »Väterchen! du mußt uns wohl für sehr kindisch halten, weil du glaubst, dieser Weg könne uns gefährlich werden.«

Aber der Vater nahm stillschweigend eine schon erloschene Kohle vom Kamin, und reichte sie der Tochter hin. »Sie brennt nicht, Kind!« sagte er, »nimm sie nur!«

Das that Eulalia, und siehe, die zarte weiße Hand wurde schmutzig, und unversehens auch das weiße Gewand.

»Daß man doch gar nicht vorsichtig genug seyn kann,« sagte Eulalia verdrüßlich, »wenn man Kohlen berührt!«

„Ja wohl!“ sprach der Vater. „Du siehest, mein Kind! daß die Kohle, wenn sie auch nicht brennt, — doch schwärzt! Also der Umgang mit Sittenlosen.“

Der unvergängliche Schatz.

Es war im Morgenlande einstens eine große Hungersnoth, und in den Hütten der Armen war ein klägliches Weinen und Händeringen.

Das rührte einen der Reichen, dessen Herz noch nicht versteinert war. Und er nahm seine Schätze, die er und seine Ahnen gesammelt hatten, rasch zusammen, und vertheilte sie liebreich und mild unter die hungrigen Brüder und Schwestern. Darob machten die harten Verwandten und Freunde ihm bittere Vorwürfe, und schalten ihn einen grenzenlosen Verschwender, der nicht Haus zu halten wisse.

Er aber erwiederte und sprach; „Wie täuschet ihr euch doch, meine Lieben! wenn ihr mich einen grenzenlosen Verschwender nennt. Seht! meine Vorfahren häuften irdische Güter zusammen; ich aber sammle himmlische Schätze. Meine Vorfahren verbargen ihre Schätze da, wo sie vor Räubern und vor Würmern nicht sicher sind; ich aber wies meinen Schätzen eine Stelle an, die keine irdische Gewalt erreicht. Meiner Ahnen Schätze lagen fruchtlos; die meinen tragen reichlichen Zins. Meine Ahnen erwarben todtes Metall; ich aber habe mir Herzen gewonnen. Meine Vorfahren sammelten für Andere nur; ich aber sammle für meine eigene Seele, und zehre ewiglich davon.“

Also der seltene Reiche. Aber die Andern, die irdisch gesinnt waren, faßten die Worte des Himmlischgesinnten nicht, und lachten seiner in ihrem Herzen: denn nur der Reine kann das Reine und Göttliche verstehen.

Die Holzlese.

Zwei Knaben, die Söhne armer Aeltern, giengen an einem Herbsttage in den Wald, dürre Reiser zu sammeln. Der eine, der Sohn einer frommen Wittwe, hieß Erhard; der andere, Matthias, hatte eine harte Stiefmutter, die oftmals auch mit dem Vater in Unfrieden lebte.

Als die Knaben in den Wald kamen, beschlossen sie, auch gemeinsam wieder nach Hause zu gehen, und trennten sich, um dürre Reiser zu suchen. Erhard sammelte ämsig, und wo er einen verdorrten Ast auf einem Baume sah, kletterte er hinauf, und brach den Ast ab. In kurzer Zeit hatte er ein schweres Bündel bereitet, und schnürte es fest zusammen.

Darauf lief er nach der andern Seite, und rief seinem Gefährten. Dieser antwortete aus der Tiefe des Waldes, und als Erhard hinzulief, fand er ihn zwischen den Nußsträuchen. Als Erhard ihn sah, sprach er zu ihm: „Komm jetzt zur Heimath! Wo hast du dein Bündel?« — Aber Matthias antwortete: „Wie? bist du schon fertig? Ich habe noch nichts gefunden!«

Da wunderte sich Erhard, und als er vernahm, daß er nur nach Nüssen gesucht habe, sprach Erhard:

Komm, ich will dir sammeln helfen, die Mutter harret meiner; sonst können wir nicht zusammen gehen?«

Da zog Matthias ein krummes Messer hervor, und sah umher, ob er auch Jemand gewahre. Erhard aber fragte: „Was willst du beginnen?« Da antwortete jener: „Sammle du nur einige trockene Reiser, die ich auswärts in das Holz lege, für das Innere will ich schon sorgen.« Darauf wollte er eine junge Eiche mit seinem Messer abhauen.

Da erschrack Erhard und rief: „Behüte dich Gott, daß du solches thuest an dem jungen Bäumchen. Das wäre ja eine Schande und Sünde. Und wenn der Forstmeister solches erfährt, so verbietet er Allen, Holz zu lesen, und du wärest Schuld, daß alle arme Leute im harten Winter des Holzes entbehrten. Da sey Gott vor, daß wir ein solches Uebel thun! Warte nur ein wenig, ich will schon Rath schaffen!«

Da sah Erhard sich um, und entdeckte eine alte Eiche mit vielen abgestorbenen Zweigen, und kletterte hinauf, wie ein Eichhorn, und brach die dürren Zweige herunter. Matthias aber erstaunte.

Ehe eine halbe Stunde vergangen war, hatten sie Holzes genug, und Erhard machte ein Bündel und trug es dahin, wo er das seinige hatte, und stellte es hin, und sprach zu Matthias: „Nun nimm es auf deine Schulter.«

Aber Matthias sprach: „Gieb mir lieber das andere, denn es ist kleiner und leichter.« Da lachte Erhard und sagte: „Du bist doch größer und stärker, als ich, aber wie du willst.«

So nahmen sie die Bündel und giengen. Aber Matthias keuchte sehr, und klagte, und ehe sie aus

dem Walde waren, bat er Erhard, daß sie sich ausruhen möchten, denn er war sehr matt, und wo ein Nußstrauch stand, wollte er hinan, zu sehen, ob einige Nüsse darauf wären. Aber Erhard hielt ihn ab, und sagte: „Ich muß zu meiner Mutter.“

Als sie aber auf der Landstraße eine Strecke gegangen waren, wurde Matthias unwillig, warf das Bündel zur Erde und rief: „Du hast es zu schwer gemacht,“ und zog einige dicke Stäbe heraus: „Mag diese nehmen, wer Lust hat.“ — Erhard aber hob sie auf, und nahm sie zu den seinigen. „Ich will sie dir tragen,“ sagt' er, „bis vor die Stadt.“

Da erstaunte Matthias über die Güte und Kraft seines Gefährten, und sah ihn an und sprach: „Wer lehret dich alles dieses, und was giebt dir solche Stärke?“

Erhard antwortete: „Die Liebe meiner Mutter.“ Matthias aber seufzte und stöhnte.

Der unbestimmte Lohn.

Der weise Gamaliel unterrichtete einst seine Schüler über die verschiedenartigen Pflichten, deren pünktliche Erfüllung einem jeden Menschen obliege. Und die Jüngsten unter ihnen, die noch nicht auf einer solchen Höhe standen, die Tugend ihrer selbst wegen auszuüben, sondern außer dem Lohne, den sie so reichlich in sich selbst trägt, noch auf einen äußern zu rechnen gewohnt waren, fragten den Lehrer: „Meister! sage uns doch, warum hat Gott den Menschen nicht offenbart, welches der Lohn eines jeglichen guten Werkes

seyn wird?« — Und der weise Gamaliel erwiederte: »Ich will euch auch diese Frage, wie ich es schon bei so vielen gethan, durch ein Gleichniß zu beantworten suchen.«

Die Jünger lauschten, und der Lehrer begann: »Im Morgenlande lebte ein König, der damit umgieng, neben seinem Palaste einen schönen und herrlichen Garten anzulegen, reich an Blumen und Bäumen mancherlei Art. Er lud die Arbeiter dazu ein, ohne die geringste Bedingung festzusetzen. Er ließ einem jeden frei, mit welchem Baume oder mit welcher Pflanze er den Garten zieren wollte.«

»Die Arbeit gieng rasch von Statten, und als dieselbe völlig beendigt war, ließ der König alle Arbeiter vor sich kommen. Und nun nannte jeder die Bäume und Pflanzen, womit er den Garten versehen. Da fehlte es weder an Feigenbäumen, noch an Cypressen und Palmen; man vermißte in demselben weder das Seltene, noch das Gewöhnliche: denn nach des Königs Willen sollte sein Garten ein Ganzes bilden, und nichts sollte darin mangeln. Entzückt über das wohlgelungene Werk, gab der König einem Jeden nach seiner Arbeit, wie es Jeglicher verdient hatte.«

Der Lehrer schwieg.

»Soll diese Erzählung die Antwort seyn auf unsre Frage?« Also sprachen die Schüler.

»Allerdings,« entgegnete der Meister: »denn denket nur einmal nach; hätten die Arbeiter gewußt, von welchem Umfange der Lohn für die Pflanzung dieses oder jenes Baumes sey, so wäre des Königs Absicht keineswegs erreicht worden. Hätte dann nicht jeder der eingeladenen Arbeiter gerade die Arbeit übernehmen wol-

len, auf welche der bedeutendste Lohn gesetzt worden wäre? — Denkt euch die Welt als diesen Garten, die Menschen als die berufenen Arbeiter, und ihr habt zu euerer Frage die Antwort.«

Die Feierstunden.

Ein Vater gedachte auszugehen, und rief seine Kinder zusammen, um einem jeden seine Arbeit zuzutheilen. Einige hatten zu schreiben, die andern ein frommes Lied zu lernen, alle aber bekamen ihre Aufgabe, und zugleich die Erlaubniß des Vaters, sobald sie ihre Arbeit vollbracht, im Garten zu spielen, bis daß er zurückkehren würde. Als nun der Vater alles auf's beste geordnet, ermahnte er sie noch einmal zum Fleiß, und begab sich hinaus auf die Felder.

Das Zimmer der Kinder aber stieß an den Garten, und die jüngeren blickten hinaus, und sahen den goldenen Sonnenschein und die schönen Schmetterlinge, die über die Blumenbeete dahin gaukelten, und die bunten Bilder verlockten ihr Herz, und sie sprachen unter einander, wäre es nicht gleich, wenn wir lieber zuerst unser Spiel trieben und sodann an die Arbeit giengen? Dort draußen ist es so hell, und hier so eng und so düster!

„Habt ihr nicht vernommen,“ entgegnete der ältere, „wie der Vater gesagt: erst die Arbeit und dann das Spiel?“

„Ei,“ versetzten jene, „wird nur beides gethan,

so kommt es wohl nicht darauf an, welches zuerst oder zuletzt geschieht!«

Mit diesen Worten warfen sie ihre Bücher zur Seite, und hüpften leichten Sinnes hinaus in den Garten. Die älteren blickten ihnen nach in die lockende Freiheit, aber sie ließen sich nicht irren, sondern arbeiteten fort, still und schweigsam, so wie es der Vater befohlen. Draußen aber stand die Sonne noch hoch, und die Luft war schwül. Die Kinder aber achteten der Hitze nicht, und sprangen in wilder Jagd hinter den Schmetterlingen her, und trieben allerhand unbändige Spiele, und geberdeten sich wie eine zügellose Schaar.

Als nun die älteren ihre Arbeit beendet hatten, und sich zu den jüngeren in den Garten begaben, um sie an ihre Pflicht zu ermahnen, gedachten diese voll Schrecken ihrer Aufgaben. Des Vaters Strenge eingedenk, begaben sie sich ohne Widerrede in das Zimmer zurück; als sie aber die Bücher ergriffen, siehe! da vermochte keiner, weder zu lesen noch zu schreiben, denn sie waren allesammt erhitzt und erschöpft, und die Buchstaben tanzten vor ihren Augen. Dabei wurde es dunkler und dunkler im Zimmer, sie traten an's Fenster, aber ach! während sie trauernd hinaussahen, wanderten die glücklichen Geschwister in dem kühlen Schatten umher, die Blumen gießend, und sich erquickend an dem angenehmen, herrlichen Abend. Vor Unmuth weinend, daß sie die schöne Feierstunde verscherzt, griffen sie wieder zu den Büchern; aber ihre Gedanken vermochten sie nicht mehr zu sammeln, und sie irrten, eines wie das andere, voll Furcht und Unruhe im Zimmer umher.

Als nun der Vater zurückkam, und die verlegenen Gesichter der Kinder sah, und wie sich das eine hinter das andere verbarg, berief er die ältesten, und frug: „Was ist hier geschehen?“

Da trat einer derselben hervor, und erzählte, was sich begeben, und wie jene zuerst gespielt, und sodann zur Arbeit gegangen.

„Und wo sind die Arbeiten?“ fragte der Vater. Da rief einer der jüngern unter Weinen: „Vergieb uns, o Vater! wir waren erhitzt und zerstreut, und vermochten nichts zu vollbringen, denn wir sahen die Freuden der andern!“

„Ihr Unfolgsamen!“ zürnte der Vater, „habe ich euch nicht gesagt: nur nach vollzogener Pflicht ziemt dem Menschen Erholung? Warum wolltet ihr diese Ordnung verkehren? Seht, jede Uebertretung straft sich von selbst! Die Fleißigen genießen der Erquickung und der innern Zufriedenheit; ihr verlanget den Genuß vorher, und so blieb euch nichts, als die Arbeit sammt der Unlust zurück!“

Mit diesen Worten führte er die Kinder zu den Büchern. Sie aber gelobten sich heimlich, nie wieder einen Feierabend im Voraus zu begehren.

Der Spaziergang.

An einem schönen Frühlingsmorgen begaben sich Anna, Meta und Robert, drei Geschwister von zartem Alter, von ihrem Vater begleitet, auf die Wanderung in das nahe Gebirge. Sie hatten schon viel und man-

cherlei von der herrlichen Aussicht gehört, die der höchste Gipfel darböte, und brannten vor Neugier, die hohen Wunder der Natur nun bald mit eigenen Augen zu sehen. Schon hatten sie den Fuß des erhabenen Berges erreicht; Annchen und Robert sprangen munter und behend wie Gazellen den steilen Pfad hinan, während Meta, des Bergsteigens ungewohnt, ermattet zurückblieb, und endlich weinend gestand, daß sie nicht weiter zu steigen vermöchte. Betrübt standen die Geschwister um sie her, denn sie fürchteten, nun sey auch ihr Vergnügen zu Ende; der Vater aber, der ihre Freude nicht stören wollte, versuchte die Kleine zu beruhigen, und rieth ihr, indeß auf der Wiese zu verweilen, die seitwärts gelegen war, und auf welcher einige Bäuerinnen, Gras mähend, hin und her schritten. Meta bezwang mit Gewalt ihre Thränen, als ihre Geschwister Abschied nahmen, sie wollte nicht zeigen, wie schwer es ihr wurde, allein zurückzubleiben. Jene aber versprachen ihr zur Entschädigung alle seltene Blumen und Steine zu sammeln, die sie auf der Höhe des Berges entdecken würden, und bald schritten die Wandernden die Höhe rüstig hinan. Als sie aber eine Strecke entfernt waren, vermochte Meta ihre Thränen nicht länger zurückzuhalten; sie beugte ihr Haupt auf einen bemoosten Stein, und weinte bitterlich, daß alle ihre Hoffnung umsonst gewesen sey, und sie die erhabenen Felsenbilder nicht schauen sollte, von denen sie so lange gehört und geträumet. — Melancholisch säuselten die hohen Tannen über ihr, als wollten sie einstimmen in ihre Klagen, und dieß erhöhte dieselben nur, anstatt sie zu mildern; es war, als wollte die Kleine vergehen in Schmerz und Betrübniß. — Da,

als sie endlich die Augen wieder aufschlug, gewahrte sie ein Veilchen im Moose, das sah sie mit seinem offenen blauen Auge so fragend an, als wollte es sagen: „Uebersiehest du uns denn ganz, daß du so bitterlich weinest, als wärest du nunmehr um alle Freuden gekommen?“ — Meta bückte sich zu dem Veilchen hinab, sein Anblick überraschte sie freudig, denn längst waren die ersten Frühlingskinder in ihrem Gärtchen verblüht. Schon wollte sie dasselbe pflücken, als eine Biene summend herabfiel, und sich in den Kelch des Veilchens verbarg. Meta sah, wie das kleine Thier mit Wohlbehagen den süßen Thau von der duftigen Blume trank, wie es sich in ihrem Wohlgeruche berauschte, und endlich erquickt und fröhlich davon zog. „Ich will das Veilchen nicht brechen,“ sprach sie leise vor sich hin, „vielleicht sparte die Natur absichtlich die süße Blume, um durch sie andere kleine Geschöpfe noch oft zu erquicken.“ — Als sie weiter umherschaute, bemerkte sie, daß der Platz, auf welchen sie der Zufall verwiesen, gar nicht so leer und so arm an Freuden sey, wie sie es geglaubt hatte: denn rechts und links sproßten die mannichfaltigsten Kräuter, erhoben sich die lieblichsten Blumen. Hier trieb ein Busch Maienblumen die schlanken Stängel voll duftiger Glöckchen aus grüner Blätterfülle hervor, dort nickten goldgelbe Himmelschlüssel herüber, während der spielende West süßen Staub von den balsamischen Blüthenkolben des jungen Weidengebüsches herabwehte, und die Gegend mit Wohlgeruch füllte. Dabei zog ein so fröhliches Summen, Schwirren und Tönen durch die Luft, als sey erst heute des Frühlings Lust und Freude laut geworden in den glücklichen Kreisen der weiten lebendigen Welt.

„Wie freundlich ist der gute Gott gegen mich!“ jubelte Meta; „und wie undankbar war ich vorhin, Thränen zu vergießen, hier, wo alles Genuß und Unterhaltung gewährt!“ Und sie stand auf, und gieng von einer Blume zur andern, und konnte sich nicht satt sehen an dem Schmelz der Wiese, und an dem Treiben der Bienen und Schmetterlinge, welche sie fröhlich umgauckelten. Jetzt kehrte sie, beide Hände voll Blumen, auf ihren Platz zurück. „Ich will mir einen Kranz winden, zum Andenken an diese schöne Stelle!“ sprach Meta; und sie setzte sich auf den bemoosten Stein, und begann das bunte Geflecht. — Als sie ein Weilchen gesessen, bemerkte sie, daß sich dicht neben dem Baumstamme, unter welchem sie saß, ein Ameisenhaufen erhob, und das Gras und die Hälmchen umher Laubgänge bildeten, durch welche die geschäftigen Bewohner jenes Hügels in verschiedene Gegenden zogen. Sie legte die Blumen hin, und beobachtete heimlich die kleinen Geschöpfe. Bald sah sie dieselben in eiliger Hast an dem Stamm der Tanne emporklettern, bald schwer beladen zurückkehren, und in dem Hügel verschwinden. Je länger sie lauschte, je mehr ergötzte sie das Treiben der ämsigen Thierchen. Neugierig, das Innere ihrer Residenz zu beschauen, wagte sie es endlich, mit einem Stäbchen den Hügel zu lüpfen; doch bröckelte sie nur eine kleine Scholle los, um nicht das künstliche Werk zu zerstören. Aber wie fuhr sie zurück, als nun plötzlich im ängstlichsten Tumult die ganze Ameisenwelt der kleinen Spalte zu entströmen schien. In einem Augenblick war der ganze Hügel bedeckt; die drohende Gefahr schien die stillen Bewohner desselben sämmtlich außer Fassung gebracht und allgemeinen

Aufstand verursacht zu haben. Alles irrte durcheinander; große Bürden tragend, taumelten einige daher, und Meta schloß aus der Aengstlichkeit dieser Beladedenen, daß dieß wohl Mütter seyn müßten, die ihre Kindlein trugen, und dieß machte, daß sie es bereute, die armen Geschöpfe durch ihre Neugier gestört zu haben. — Als sich die Schaar ein wenig verlaufen, gewahrte sie, daß der Hügel lange gewölbte Gänge enthielt, und dieser künstliche Bau doch von diesen kleinen Thierchen allein so wunderbar und bequem aufgeführt sey. Sie konnte ihres Erstaunens kein Ende finden, und unwillkürlich rief sie, ihre Hände andächtig faltend:

„Wie groß ist Gott, daß er auch dem geringen Geschöpf solche Geschicklichkeit verlieh, und also für sein Daseyn gesorgt hat; und wie liebevoll muß dieser große Schöpfer seyn, daß er auch in diese kleinen Herzen das Gefühl zärtlicher Sorgfalt gelegt hat, welches diese Thierlein eine Last tragen lehrt, welche größer ist, denn sie selbst.“

Immer tiefer versenkte sie sich in die Betrachtung der göttlichen Allmacht und Güte; es war, als sey ihr erst jetzt das Auge aufgegangen für die zahllosen Wunder der Liebe; sorglicher betrachtete sie jede Blume, jedes Insekt, was ihren Blicken begegnete, und in jedem fand sie eine neue Aufforderung, den weisen Schöpfer zu lieben und laut zu preisen.

„Arme Meta! wie lange mußtest du hier allein sitzen und harren, während wir so vieles Herrliche sahen!“ so riefen jetzt die Geschwister, dem Vater voran eilend, und die einsame Schwester mit zärtlicher Liebe umschlingend.

„Beklagt mich nicht!“ gab Meta zur Antwort.

„Was ihr auch gesehen haben möget, ich habe den Schöpfer gewiß gleich euch bewundern und lieben gelernt!“ Und sie erzählte mit liebenswürdigen Entzücken von dem Veilchen, der Biene, den Ameisen; und was sie alles dabei entdeckt und empfunden.

Gerührt schloß der Vater das heitere Kind an seine Brust: „Ich wollte euch mit der Größe des Schöpfers inniger vertraut machen,“ sagte er freundlich, „doch du konntest uns auf die Bergspitze nicht folgen; da sorgte der liebende Vater an meiner Statt für dich, und lenkte deinen Blick auf seine geheimere Werkstätte. Du hast nun Gottes Größe im Kleinen geschaut, und dein Auge sagt mir, du hast Ihn erkannt und empfunden! Möge der Eindruck, den seine gewaltigern Schöpfungen auf deine Geschwister gemacht, derselbe seyn — und Ehrfurcht und Liebe gegen den großen Weltenvater nie in eurem Herzen erkalten, dann wird er stets um euch seyn, und der geringste Raum wird sich zum Tempel gestalten, wo dankbare Andacht und Liebe ihren Gottesdienst feiert.“

Der See.

Vater und Sohn standen mit einander am Ufer des See's. Er lag ruhig, wie ein schlummerndes Kind in der Wiege; Blumen und Bäume spiegelten sich in den Wogen, und der Himmel darüber gab ihm seine Bläue unverfälscht. Schwäne und andere Wasservögel schwammen darauf, und die Fische tauchten aus der kälteren Tiefe fröhlich an's Sonnenlicht herauf.

„Wie ruhig,“ begann der Sohn, „unser See heute liegt! Kaum daß ein Lüftchen seine Wellen kräuselt! Und die Sonne strahlet aus ihm zurück, als ob er ihr Firmament wäre! In seiner klaren Fluth zeigt die ganze Landschaft sich, als hätte sie des größten Malers Hand bis auf die kleinsten Züge hineingezaubert; ja, fast will es mich bedünken, als erscheine sie so noch weit zarter, geründeter und mehr ineinander verflossen, als sonst. Gern möcht' ich dieses Bild einem andern vergleichen; aber das Gleichniß will sich nicht finden.“

„Vielleicht, mein lieber Sohn!“ nahm der Vater das Wort, „vielleicht brauchst du gar so weit nicht darnach zu suchen, vielleicht trägst du es selbst in deinem Innern. Laß mich den Versuch machen, es dir zu geben.“

Als sie sich auf einer der dort angebrachten Rasenbänke niedergelassen hatten, begann der Vater also:

„Die Seele des Menschen, der gleich dir gut, fromm und schuldlos ist, nimmt Alles, was Himmel und Erde schönes und Herrliches haben, in ihren reinen Spiegel auf. Keine Leidenschaft bewegt und trübt sie, und so wohnet eine Ruhe, eine Heiterkeit darin, die in jeder Hinsicht göttlich genannt werden darf, denn sie ist der Wiederglanz des Himmels im Menschenleben. Wie dem See der Schwan, so gesellet sich ihr die Religion. Wie jener bei seinem Verscheiden in Melodieen ausströmt, so umfängt sie uns in den höchsten Lebensstunden mit ihrer Töne zauberischer Gewalt, und wir zerfließen in selige Seufzer und süße Thränen. Freundschaft, Liebe und alle die schöneren Tugenden der Menschheit leuchten dann in uns, wie die Sternbilder des Himmels, wie Sonne und Mond in

dem stillen Gewässer; bald strahlet die eine, bald die andere in beglückendem Glanze.«

„So gleicht der See des reinen Menschen Seele!«

Da faßte der Sohn die Hände des Vaters mit Innbrunst, und warf sich ihm glühend an's Herz, und umarmte ihn mit seligem Entzücken. Und der Vater verstand den Sinn der stummen Umarmung, und segnete das theure Kind mit seinem besten Segen.

Hierauf verließen sie den Ort, um nach einem Dorfe in der Nähe zu gehen, wo der Vater Verrichtungen hatte. Der Weg führte abwechselnd, bald über Anhöhen, bald durch Saatfelder und Gebüsche. In Kurzen war man in dem Thale, worin das Dorf lag, angekommen. Die Geschäfte wurden schnell und glücklich abgethan. Bei der Heimkehr fanden unsre Wanderer den Himmel, an dem man vorher kaum ein paar Wölkchen bemerkt hatte, fast über und über mit Gewölk umzogen.

„Das wird heut ein gewaltiges Wetter geben!« sagte der Vater zum Sohne; „laß uns eilen, damit wir die Heimath erreichen, ehe denn es ausbricht!«

Und der Himmel wölkte sich immer schwärzer und schwärzer; die Sonne verbarg ihr Antlitz; die Heerden zogen heim; die Vögel fuhren schwirrend und schreiend durch die Luft, und der Sturm erhob sich wirbelnd auf mächtigen Flügeln. Blitze zuckten fürchterlich durch die Wolkennacht, und der Donner brach sich schmetternd an dem nahen Gebirge. So erreichten sie den See.

Welch eine Veränderung hier! Wo vor wenigen Stunden noch die Ruhe wohnte, da war jetzt Alles

Aufruhr und Bewegung; der Schwan nicht mehr zu sehen; das klare Blau in die Farbe des Todes verwandelt! Eine Welle verschlang die andere empört, und die Blitze fuhren, wie feurige Schlangen, durch die nächtliche Fluth.

„Laß uns, lieber Sohn! dort in die Fischerhütte treten," sagte der Vater, „denn das Ungewitter wird sogleich vollends losbrechen!"

Schon fielen einzelne schwere Tropfen herab, als sie daselbst ankamen, und sie freuten sich Beide, Schutz gefunden zu haben vor dem schrecklichen Wetter.

Jetzt riß der Sturm sich mit Riesenkraft von allen Fesseln los. Die Bäume beugten sich zitternd vor seiner Wuth, die Gras und Blumen mit sich fortwirbelte. In Strömen stob der Regen herunter; dazwischen blitzte und donnerte es gewaltig. Die kleine Hütte zitterte; der See schwoll tobend über die gewohnten Ufer, als müsse er den Umarmungen der verheerenden Berggewässer, selbst verheerend, entgegenstürzen.

„Gleicht die Seele des Menschen, wenn sich ihrer die Leidenschaft bemächtigt, nicht dem sturmbewegten See dort?" fragte der Vater. „Ach! da entflieht auch die alte Heiterkeit, die schöne Ruhe — und in dem furchtbaren Gedränge ist sie sich ihrer selbst nicht mehr mächtig. Wie giftige Schlangen winden sich dann böse Gedanken in ihr empor! Unheilbringend bricht sie aus ihren Schranken, und die Stimme der Religion dringt nicht zu ihr! O mein Sohn! mein theurer Sohn! bewahre der Himmel dich vor einem solchen Ausbruche: denn oft vernichtet er die Blüthen des Lebens für immer, und wenn die Zeit der Aerndte zuletzt herbeikommt,

ach, so weiß der Arme nichts zu sammeln, — als bittere Thränen!

Das Wetter hatte ausgetobt; die Wolken fingen an, sich allmählig zu theilen; in der Ferne stand der Bogen des Friedens, als Siegeszeichen in den Tempelhallen der Natur aufgerichtet. Vater und Sohn waren auf dem Heimwege, Beide in sich gekehrt, jeder in eigenen Gedanken. Zuletzt brach der Vater das Schweigen, und begann also:

„Dieser plötzliche Wechsel von Ruhe und Sturm scheint dich, mein Sohn, ergriffen zu haben, und das mit Recht! Denn er deutet im Bilde ernstmahnend, wie alles auf Erden keinen Bestand hat. Aber der Himmel bleibt rein und klar, wie er ist. Unter ihm sammeln sich wohl die Dünste der Erde zu Wolken, treiben Sturm und Wetter ihr furchtbares Spiel; doch seine Bläue, mit leuchtenden Welten angefüllt, steht und schimmert ohne Wank und Wandel, heute wie vor Jahrtausenden, in holder Eintracht. Wenn es dann hier unten ausgestürmt und ausgewettert hat, so treten sie glänzend hervor, und der Vater des Friedens droben pflanzet den farbigen Bogen versöhnend zwischen Himmel und Erde auf. Wie er dort in seinen Farben so lustig flammt! Ist er nicht ein schönes Bild erbarmender Gnade?“

„So spannt sich wohl auch im Menschenherzen, wenn der Sturm der Leidenschaft sich gelegt hat, ein ähnliches Friedenszeichen auf. Aber nur Wenige gewahren es, und wenn sie es gewahren, so ist es ihnen von keiner Bedeutung. Statt daß sie nun aufblicken sollten zu dem, der den Aufruhr bedräuete,

wenden sie sich vielleicht immer mehr ab von ihm, und werden dann bald auf's neue, und gefährlicher, als zuvor, erfaßt von den finstern Gewalten. Darum, Sohn! wenn es um dich, wenn es in dir stürmt und wettert, Sohn! wende dein Auge dann alsbald nach oben, und die alte Ruhe, der heitere Lebenssinn wird zurückkehren, und als Sieger wirst du den Kampf nach Kurzem beenden!«

Da kam ihnen die besorgte Hausfrau mit den übrigen Kindern entgegen. Bald waren sie Alle, froh und heiter, in dem wohlbehaltenen Hause beisammen.

Der Sohn aber behielt die Bilder des Tages in seinem Herzen, und da er oft an den See dachte: so war sein Leben bei manchem Sturme von außen, bei manchen innern Kampfe, doch ein fortwährender Sieg, bis daß es zuletzt zur Feier eines ewigen Triumphes ward.

Die Morgenröthe.

Hast du die schöne Morgenröthe gesehn? Sie leuchtet hervor aus Gottes Gemach: ein Strahl des unvergänglichen Lichts, die Trösterin der Menschen.

Als David einst, verfolgt von seinen Feinden, in einer schauerlichen Nacht auf dem Berge Hermon saß, den trauervollsten seiner Psalme spielend: „Löwen und Tiger brüllen um mein Ohr, der Bösen Rotte hat mich rings umgeben, und ich sehe keinen Helfer!«

Siehe, da gieng die Morgenröthe auf. Mit glänzenden Augen sprang sie hervor, die frühgejagte Hin-

din, und hüpfte auf den Bergen, und sprach zu ihm wie ein Engel auf den Hügeln: „Was grämst du dich, daß du verlassen seyst? Ich riß hervor aus dunkler Nacht; aus grauenvoller Finsterniß wird Morgen.“

Getröstet hing an ihrem Blick sein Auge, bis sie zur Sonne ward, und Heil der Welt aufgieng mit ihren mächtigen Flügeln. Frohlockend wandten sich die Töne seines Gesangs, den er das Lied der Morgenröthe nannte, der frühe gejagten Hindin.

Auch später sang er oft diesen Psalm, und dankte Gott für die Bedrängnisse; die er in früher Jugend überstand, und jedesmal kam mit dem Psalm ihm Morgenroth in seine düstre Seele.

Tochter Gottes, heilige Morgenröthe, du blickest täglich nieder und weihst den Himmel und die Welt — weih' täglich auch mein Herz zu deiner stillen Wohnung.

Der Sonnenaufgang.

Wie Vater Gotthold seinen Kindern Abends versprochen hatte, so that er am andern Morgen: er weckte sie, als eben der Morgenstern in seinem Glanze aufgebrochen war. Rasch kleideten sie sich an. Nach Kurzem standen sie draußen auf einer nicht weit von ihrer Wohnung entfernten Anhöhe, um dort zum ersten Mal in ihrem Leben die Sonne aufgehen zu sehn.

Es war ein herrlicher Maimorgen. Berg und Thal dampften vor Freude darüber, und der Fluß rauschte gewaltig unter ihnen, als ob er, da jedes Vöglein sang und jedes Blatt vor Entzücken zitterte, eben=

falls nicht stumm vor dem Angesichte des Schöpfers dahin gehen wollte.

„Wie kommt es doch aber, lieber Vater," fragte Wilhelm, der Aelteste der Knaben, „daß Morgens ein ganz anderer Geist in der Natur zu wehen scheint, als Abends?"

„Das magst du dir selbst erklären, mein Kind!" antwortete der Vater. „Wenn dich mit einbrechender Dämmerung Schlaf und Müdigkeit befallen, nicht wahr, dann wirst du auch allmählig still und immer stiller, bis daß dir der Schlaf in deinem Bett die Augen vollends zuschließet, und kein Laut mehr von dir gehet. Siehe, eben so verhält es sich mit der Natur! Sie hat sich geregt mit den Tausenden ihrer Kinder den ganzen Tag hindurch, und Freud' und Leid, Regen und Sonnenschein, dahin genommen aus der Hand ihres Gottes. Nun ist sie freilich, wenn die Nacht kommt, auch müde geworden, und begiebt sich, wie ein Kindlein, still zur Ruhe. Oben am Himmel ziehen indeß Mond und Sterne als treue Wächter, wechselnd auf und ab, und sorgen, daß ihr kein Schaden geschehe, und sie nichts störe in ihrem Schlummer. Da schläft sie denn recht süß und erquicklich, und gewinnt dadurch so viel Kraft und Stärke, daß sie, sobald die Nacht verschwindet, ihre Glieder zu regen, und sich voll neuen jugendlichen Lebens aufzurichten beginnt von ihrer Lagerstatt mit den Tausenden ihrer Kinder."

„Steht sie denn mit allen ihren Kindern, auch mit den kleinen und kleinsten so früh auf?" fragte Fritz, indem er sich den Schlaf, der noch in seinen Augen hing, vollends herausrieb.

„Mit Allen ohne Ausnahme!" antwortete der

Vater. „Und manches, z. B. die Nachtigall, bedarf nur eines gar kurzen flüchtigen Schlummers. Dieses holdeste Kind der Natur, auf dessen Ankunft wir uns im Winter so sehr freuen, lässet ja seine bezaubernden Töne fast die ganze Nacht hindurch erschallen, als sänge es seinen schlummernden Geschwistern Wiegenlieder. Horch einmal, wie der Gesang aus dem Thale so seelenvoll zu uns herauf dringt! Wie er immer brünstiger schwillt, und in Tönen, wie an einer Leiter, reizend auf und nieder steigt!«

„O das ist ja ein herrliches, rühriges Vöglein, und recht zn unserer Lust in die Büsche gesetzt!« rief Wilhelm fröhlich aus. „Das soll mich noch manche Nacht und manchen lieben Tag ergötzen; und wenn ich Abends einschlafen möchte, und doch wach bleiben soll, will ich zu mir sagen: Draußen singt die Nachtigall ja so rührende Weisen, warum solltest du nicht auch noch ein Stündlein oder ein paar ausdauern können?«

Indeß die Dreie so gesprochen hatten, war der volle Anbruch des Tages immer näher herbeigekommen. Schon rührte der Wind sich stärker in den Zweigen der Bäume, schon zog rothes Gewölk, im Flusse prächtig widerstrahlend, am Horizonte herauf, und breitete sich aus durch den ganzen Himmel in wunderschönen Gestaltungen.

„Möchte ich doch wissen, was der Wind ist, und was man sich unter den schönen rothen Wölckchen vorzustellen hat?« fragte Wilhelm auf's neue den Vater, zu dem er näher hingetreten war.

„Von dem Winde,« erwiederte dieser, „heißt es in der heiligen Schrift: Er bläset, wo er will, und du

hörest sein Sausen wohl, aber du weißest nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt. Und der Morgenröthe werden, um ihre Geschwindigkeit anzudeuten, Flügel zugeschrieben von einem heiligen Sänger der Vorzeit, von David. Dadurch tritt uns nun ein herrliches Bild vor die Seele, das ich euch sogleich mittheilen will. Vielleicht hat's der fromme Sänger auch vor sich gehabt — und gefallen wird es euch sicherlich.«

»O so stelle es auf, lieber Vater, recht geschwind, daß wir es haben, ehe denn die Morgenröthe davon geflogen ist!« baten die beiden Knaben einstimmig.

Und er hub also an: „Die Sonne stellet man sich wegen ihrer Pracht, Herrlichkeit und Majestät, und weil so vieler Segen von ihr ausgeht, meist und gern unter dem schönen Bilde einer Königin vor. Nun wisset ihr ja, wie es war, als neulich unsere Fürstin daherzog. Wie viele Boten flogen voraus, ihre Ankunft, ihre Nähe zu melden. Eine solche Botschaft von der Sonne bringt auch die geflügelte Morgenröthe, indem sie in wenigen Augenblicken viele, viele Millionen Meilen zurücklegt, und mit rothwehender Fahne aller Welt das lang erwartete Zeichen giebt.«

»Sehet! da kommt sie, die Königin! Faltet die Hände und betet an den Schöpfer, der sie so schön gemacht, und ihr solche Kraft zu segnen ertheilt hat!«

Und Vater und Kinder sanken gerührt auf's Knie, und dankten Gott, der Licht und Wärme giebt, während sie das Meisterstück aus seiner Werkstatt glänzend hervorgehen sahn.

Den Kindern hingen Thränen in den Augen, als sie wieder aufstanden. „Schön,« sagten sie, „haben

wir uns den Anblick gedacht, aber so schön, so groß, so majestätisch und feierlich nicht. Wir hätten uns nicht auf den Füßen erhalten können; vor Erstaunen, vor Bewunderung war uns alle Kraft daraus verschwunden, und wir mußten niederfallen auf unsere Knie, und hätten uns gern die Augen verhüllt, wären wir dadurch nicht um den einzigen Anblick gekommen.«

»So wirkt die Erscheinung des Schönen, Großen und Erhabenen stets auf das menschliche Gemüth,« bemerkte der Vater mit feierlichem Ernst, »damit wir fühlen, wie wenig wir sind in der großen Wesenkette, die sich um Gott schlingt, und still, fromm und demüthig vor ihm, der Alles hervorgebracht hat, was die Sinne, das Gemüth und den Geist rührt, bewegt und erhebt, einherwandeln. Wollet ihr das um eures irdischen und ewigen Heils willen, so unterlasset nie, meine Kinder, die zwei großen Lehrbücher der Gottesoffenbarungen, Bibel und Natur, aufzuschlagen, und mit Ernst und Liebe einfältiglich darin zu forschen.«

Die Knaben umarmten den Vater herzlich, und versprachen dieser Stunde und seiner Worte lebenslänglich eingedenk zu bleiben.

Die untergehende Sonne.

An einem schönen Frühlingsabende gieng Selmar mit dem zehnjährigen Gotthold, seinem jüngsten Sohne, auf dem Felde spazieren. Und ihr Weg führte sie an dem Gottesacker vorüber. Und der Knabe schmiegte

sich an den Vater und sprach: „Vater! laß uns das Grabmal der geliebten Mutter besuchen!“ — Sie giengen dahin, und hingen neue Kränze von Vergißmeinnicht und Immergrün um den Leichenstein der Entschlummerten. Auf einmal rief der Knabe: „Vater! sieh dort nach Abend hin, wie klar und schön die Sonne untergeht!“

„Und ist dir's nicht,“ fragte der Vater, „als lächele sie uns freundlich an, als wolle sie Abschied nehmen von uns?“ Und eine Thräne glänzte bei diesen Worten in des Vaters Augen. — „Warum weinst du, Vater?“ fragte Gotthold. Und Selmar erwiederte: „Ich denke an die früh entschlummerte Mutter; gleich der Sonne wirkte auch sie still und leise in des Hauses Heiligthum, und als sie ihre Bahn beschloß, war sie freundlichen Antlitzes, und lächelte uns noch einmal an.“

Und die Worte rührten des Knaben weiches Herz, und er faßte des Vaters Hand, und fragte mit zitternder Stimme: „Aber, Vater! warum mußte die Mutter uns so frühe verlassen?“ — Und der Vater erwiederte: „Wirst du fragen, warum die Sonne jetzt untergehet? Sie hat ihr Tagwerk vollendet, und eine ganze Welt erleuchtet und erwärmt. Der der Sonne ihre Bahn vorzeichnet, hat sie auch der Mutter und uns allen vorgeschrieben. Und wenn wir Gutes auf Erden gewirkt haben, können auch wir, gleich der Sonne, fröhlich unsern Lauf beschließen. Und wenn du am Morgen das helle Gestirn wieder aufgehen siehst, dann denke, mein Sohn! so freudig und froh wird auch die Mutter, werden alle Gute wieder auferstehen.“

Und der Knabe merkte sich die tröstliche Lehre, und so oft er die Sonne auf- und untergehen sah, dachte er an der Mutter stilles Wirken und an ihr Wiedererwachen jenseits.

Der Vogelsteller.

Auf einem Spaziergange kam ein Lehrer mit seinen Schülern an einen Vogelheerd; sie sahen dem Vogelsteller zu, wie er die im Netz gefangenen Vögel in Käfige vertheilte. Es waren junge Vögel; ängstlich suchten sie ihre Freiheit, aber vergeblich.

„Ich sehe lauter junge Gefangene," sprach der Lehrer zum Vogelsteller, „wo sind die Alten?"

„Die Alten?" sprach dieser, „die sind zu klug und mißtrauisch, als daß sie sich fangen ließen. Nach allen Seiten blicken sie umher, und nahen keinem Netz, keinem Käfige. Die jungen, die sich zu ihnen halten, machen es, wie sie, und entgehen jeder Gefahr. Nur die Vorwitzigen, die sich von ihnen trennen, fängt man, und einige Alte etwa, die den jungen nachfliegen."

Der Lehrer sah seine Schüler an: „Habt ihr gehört, was dieser Mann sagt? Wie bei den Vögeln, so bei den Menschen. Anmaßende Kühnheit, ungemessenes Zutrauen auf sich, Stolz auf die kleine Wissenschaft, auf das wenige Verdienst, was sie erlangt hat, treibt unvorsichtig die Jugend in's Verderben. Sie versteht Alles, sie ist über nichts verlegen. Keinen Aelteren darf sie zu Rath ziehen, da sie alles besser

weiß, als die Alten. So fliegt sie ihren eigenen Weg, in's erste beste Netz, das sie auffängt.«

„Einige Alte bewundern die aufsprühenden Funken der Jugend, vertrauen sich ihr, folgen ihr sogar, reden und handeln wie sie, und finden am Ende sich mit ihnen in Einem Netz gefangen: das thörichte Alter neben der thörichten Jugend. Denkt, meine Freunde, an das, was der Vogelsteller sagte.«

Der Steuermann.

Ein Schiff fuhr auf dem hohen Meere, da erhob sich plötzlich ein gewaltiger Sturm und Ungethüm, also, daß alle, die auf dem Schiffe waren, verzagten, und es entstand unter ihnen ein großes Jammern und Geschrei. Der Steuermann aber verhielt sich ruhig, und schauete die Nadel, und lenkte das Schiff, so gut er vermochte.

Als die Schiffenden solches sahen, faßten sie Muth und sprachen: „Wirst du uns retten?« — Darauf antwortete der Steuermann: „Wie kann ich euch solches versprechen? Vermag ich dem Sturme zu gebieten? Begnüget euch, daß ich meine Pflicht erfülle.« — Darauf begannen jene von neuen zu jammern, denn der Sturm nahm überhand. Der Steuermann aber verblieb ruhig, schauete die Nadel, und lenkte das Schiff in Sturm und Wellen.

So schwebten sie hin und her, und das Schiff ward voll Wassers. Da erhob sich der Steuermann und sprach: „Ich kann das Schiff nicht erhalten, doch

hoffe ich euer Leben zu retten. So mache sich ein jeder gefaßt auf den Schiffbruch." — Da entstand ein lautes Murren und Wehklagen; der Steuermann aber verharrete ruhig, und schauete auf die Nadel, und befahl jedem Bootsknechte zu thun, was ihm gebühre. Jetzt lief das Schiff nach dem Willen des Steuermannes auf eine Bank nahe am Lande, und das Vordertheil stand unbeweglich fest, aber das Hintertheil zerbrach durch die Gewalt der Wellen.

Da hieß der Steuermann, die da schwimmen konnten, sich zuerst in das Wasser lassen und entgehen an das Land, die andern aber etliche auf den Brettern, etliche auf dem, was vom Schiffe war. So geschah, daß sie Alle erhalten zu Lande kamen, der Steuermann zuletzt. Da versank das ganze Schiff.

Als jene, die gerettet waren, solches sahen, murrten sie gegen den Steuermann, daß er sie auf eine Sandbank geführet und das Schiff sammt aller Habe verderbet habe.

Der Steuermann aber gieng zwischen ihnen durch, und achtete ihres Murrens nicht.

Drei Freunde.

Traue keinem Freunde, worin du ihn nicht geprüfet hast; an der Tafel des Gastmahls giebt's mehrere derselben, als an der Thür des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde; zwei derselben liebete er sehr, der dritte war ihm gleichgültig, ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward

er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig aber hart verklaget war. „Wer unter euch," sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklaget worden, und der König zürnet."

Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Richthauses; da wandte er sich und gieng zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebauet hatte, gieng hinein, redete für ihn, und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt; wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßet ihn zuerst und gehet nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wolthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn, und finden Barmherzigkeit und Gnade.

Die sieben Kindlein.

Am frühen Morgen, als die Dämmerung aufgieng, erhob sich ein frommer Hausvater mit seinem Weibe von dem nächtlichen Lager, und sie dankten Gott für den neuen Tag, und die Stärkung des Schlummers.

Das Morgenroth aber strahlte in das Kämmerlein, und sieben Kindlein lagen in ihren Betten und schliefen.

Da sahen sie die Kindlein an nach der Reihe, und die Mutter sprach: „Es sind ihrer sieben an der Zahl! Ach! es wird uns hart fallen, sie zu ernähren!“ Also seufzte die Mutter: denn es war eine Theurung im Lande.

Der Vater aber lächelte und sprach: „Siehe! liegen sie nicht, und schlummern alle sieben? Und haben rothe Wangen allzumal, und es fleußt auch von neuem das Morgenroth über sie her, daß sie noch schöner erscheinen, und wie sieben blühende Röslein — Mutter, das zeiget uns ja, daß Er, der das Morgenroth machet und den Schlaf sendet, getreu ist und ohne Wandel.“

Und als sie nun aus dem Kämmerlein traten, da standen an der Thüre vierzehn Schuhe in einer Reihe, immer kleiner und kleiner, je zwei für ein jegliches Kindlein. Da sah die Mutter sie an, daß ihrer so viel waren, und sie weinete.

Der Vater aber antwortete und sprach: „Mutter, was weinest du? Haben sie doch alle sieben die runden und muntern Füßlein empfangen, wie sollten wir

denn um die Hüllen uns ängstigen? Haben doch die Kindlein Vertrauen zu uns, wie sollten wir es denn nicht zu dem haben, der mehr vermag, als wir verstehen?«

„Siehe! seine Sonne kommt! Wohlan! laß uns auch unsern Tagelauf, wie sie, mit fröhlichem Antlitz beginnen!«

Also redeten sie und wirkten, und Gott segnete ihre Arbeit, daß sie genug hatten sammt den Kindlein: denn der Glaube erhebet den Muth, und die Liebe gewähret Stärke.

Der Zweikampf.

Theophron war ein würdiger Diener der Kirche, und lehrte das Wort Gottes weit und breit. Als er einst von einer Reise, die er in Amtsgeschäften gemacht, zurückkam, fragten seine Söhne, was ihm unterwegs begegnet sey. Und Theophron erzählte also: „Ich stieß auf zwei weibliche Gestalten, wovon die eine ernst und bedächtig, die andere aber leichtsinnig und flatterhaft aussah. Die eine blickte immer gen Himmel und ihre Tritte schienen nur über der Erde zu schweben, während die andere ganz an die Erde gefesselt zu seyn schien. Diese hatte einen duftigen Kranz von Blumen um das Haupt; jene aber war geschmückt mit einer Sternenkrone. Und siehe! zwischen diesen beiden Gestalten begann auf einmal ein fürchterlicher Zweikampf. Die Leichtsinnige und Flatterhafte sprach zu der Ernsten und Hehren: „Ueber-

winde mich, so werd' ich deine Sklavin seyn! Blicke mich nicht so verächtlich an; ich werde dir eine sehr brauchbare Dienerin seyn können. Indessen bleib ich immer unwillig und störrig; du mußt mich sehr im Zaume halten: denn sobald du mir nachgiebst und mein Joch erleichterst, so empör' ich mich und erkenne dich nicht für meine Herrin. Ueberwinde ich dich aber, so rechne auf keine Großmuth von meiner Seite; vielmehr werd' ich dir schimpflich begegnen und dich unter die Füße treten. Und warum sollte ich dich auch glimpflicher behandeln? Du kannst mir niemals nützen; daher ist's meine größte Lust, dich zu verderben!«

„Ich konnte,« fuhr Theophron fort, „den Kampf nicht abwarten, und entfernte mich.«

„O Schade!« riefen die Kinder alle.

„Ich weiß nicht,« sagte der Vater, „ob ich es bedauern soll: denn ein ähnlicher Streit fällt gar oft im Leben vor; man will sogar wissen, daß jeder Sterbliche ihn erlebt.«

„Wie?« riefen die Zuhörer erstaunt, „jeglicher Sterbliche?«

Der älteste Sohn aber raunte dem Vater in's Ohr und sprach: „Vater! du sprichst von dem Kampfe zwischen der Vernunft und der Sinnlichkeit.«

Wohlthätigkeit.

An einem Sommertage machte Theophron mit seinem Sohne eine kleine Fußreise. Der Weg führte sie durch mehrere Alleen von Fruchtbäumen, die in diesem Jahre sehr reichlich trugen.

Der Sohn Theophrons hatte aber schon oftmals Härte gezeigt gegen Arme und Nothleidende, und sie mußten ihm sehr lang anliegen, bevor er ihnen eine Gabe reichte. Das gewahrte der Vater, und er versäumte daher keine Gelegenheit, den Knaben eines Bessern zu belehren.

„Wenn doch der Mensch einem dieser Fruchtbäume gleichen möchte!“ rief Theophron.

„Wie meinst du das, mein Vater?“ fragte Selmar, denn so war des Sohnes Name.

„Betrachte sie nur einmal, diese Bäume,“ sagte Theophron, „wie sie, mit reifen Früchten gesegnet, ihre Zweige von selbst dem Wanderer neigen; sie strömen auch wohl von selbst ihren Ueberfluß zum Genusse hin, und warten nicht, bis sie der Mensch darum anfleht.“

Selmar fühlte sich betroffen, und der Vater fuhr fort: „Siehe! in tausend Fällen giebt uns die Natur Unterricht, wenn wir nur unsere Lehrerin anhören wollten!“

Abwärts vom Wege waren Arbeiter bei einem Schacht beschäftigt, um aus demselben Golderz zu holen. Die beiden Wanderer lenkten ihre Schritte dahin, und der Vater sprach zu dem Sohne: „Sieh nur, wie dieser Schacht den hartherzigen Menschen beschämt!“

Das Gebet.

Kornelia war die Freude und der Stolz ihrer Aeltern! denn sie war schön von Gestalt, wie ein Lichtstrahl, und ihre Wangen blüheten, gleich der jungen Rose, wenn sie zum ersten Male dem Thaue sich öffnet. Dazu war ihre Seele so klar, wie ein Frühlingsmorgen, der über den blühenden Thälern schwebet und den fröhlichen Tag verkündet.

Noch hatte Kornelia des Lebens Ernst und Mühe nicht erkannt und die Tage ihrer Jugend waren heiter. Aber siehe! es erkrankte die Mutter, nachdem sie ein Knäblein geboren, und sie lag darnieder viele Tage lang, und ermattete sehr: denn das Fieber war heftig, also, daß es die Sinne zerrüttete. Da durchwachte das Mägdlein die Nächte an dem Bette der Mutter, und labte sie, und wandelte um sie her mit leiser Sorgfalt und heimlichen Aengsten.

Und am siebenten Tage war das Fieber heftiger, denn zuvor, und es war eine Stille im Kämmerlein und ein heimliches Weinen: denn ein Jeglicher glaubte sie dem Tode nahe.

Da ward es dem Mägdlein wunderlich im Herzen vor Freude. Und Kornelia gieng leise aus dem Kämmerlein, und hüpfte hinaus in das Feld, und stieg auf einen Hügel zur Zeit der Dämmerung. Hier stand sie, bewegt von mancherlei kämpfenden Gefühlen des Schmerzes und der Hoffnung. Da stieg die Morgenröthe empor, und umstrahlte ihr Antlitz, und Kornelia gedachte nun des neuen Lebens der Mutter nach dem erquickenden Schlummer, und der Angst, die sie empfunden. Aber sie vermochte nicht länger die Fülle der Empfindung im Herzen zu fassen, sie knieete nieder auf die Blumen des Hügels, und neigte ihr Antlitz, und ihre Thränen vereinigten sich mit dem Thau des Himmels.

Darauf erhob sie ihr Haupt, und kehrte zurück in die Heimath und in das Kämmerlein der Mutter. Und Kornelia war schöner und lieblicher, als zuvor: denn sie hatte mit Gott geredet.

Die wahre Reue.

Die Glocken läuteten, und es zogen die Leute in ihren schönen Sonntagskleidern in die Kirche, und sangen und beteten. Ein Mensch aber aus der Gemeinde, der einen schlechten Wandel geführt, und viele Sünden vor Gott und Menschen gethan hatte, fühlte auch ein Verlangen nach Gott, um ihn um Vergebung anzuflehen. Er hatte kein Sonntagskleid mehr, und so sehr er sich auch nach der lieben Kirche sehnte, so ward ihm doch angst und bange, weil er sie und ihre Predigt verachtet hatte. Auch fürchtete er sich vor dem Aufruhr, den er unter der Versammlung machen würde.

Als nun Alle in der Kirche waren, da schlich er sich leise an die Thür, und horchte auf den Gesang, den der Christen Mund im Heiligthum angestimmt hatte. Nun kam sein Sündergefühl, das ihn überwältigte, und ihn der Verdammniß werth anklagte. In dieser Herzenspein fiel er auf seine Knie, und schluchzte unter unzähligen Thränen: »Gott sey mir armen Sünder gnädig!« — Wahrlich! ich sage euch, diese Seele war in der rechten Kirche gewesen, und gieng hin gerechtfertigt vor vielen, die da sangen und beteten.

Die Sünde.

Erich, der Sohn frommer und liebevoller Aeltern, feierte an einem schönen Herbsttage seinen zwölften Geburtstag. Seine Aeltern hatten ihn reichlich beschenkt mit schönen Gaben, und ihm erlaubt, eine Gesellschaft seiner Freunde zu sich einzuladen.

Sie spielten zusammen in dem geräumigen Garten, in welchem auch Erich sein besonderes Gärtchen hatte mit Blumen und Obstbäumen. An der Mauer des Gartens aber standen etliche junge Pfirsichbäume, welche die ersten Früchte trugen. Diese begannen zu reifen und durch den zarten Flaum, der sie bedeckte, schimmerten schon die röthlichen Wangen. Der liebliche Anblick reizte die Lust der Knaben.

Aber Erich sagte: „Diese Pfirsiche zu berühren, hat mir der Vater verboten; es sind die ersten Früchte der Bäumchen; auch hab' ich mein eigen Gärtchen mit allerlei Früchten. Kommt alle von hinnen! Sie möchten uns reizen."

Da sprachen die Knaben: „Was hinder'ts, daß wir sie kosten? Heute bist du Herr des Gartens und kein anderer. Ist nicht dein Geburtstag, und bist du nicht auch ein Jahr älter geworden? Du wirst doch nicht immer ein Kind seyn, so man leitet und gängelt. Komm nur einmal in unsern Garten! Da wehret uns Niemand." — So redeten die Knaben.

Erich aber sagte: „Ach nein! kommet mit mir, der Vater hat es verboten." — Da antworteten die Knaben: „Dein Vater siehet es nicht; wie will er's erfahren? Und frägt er, so sagst du, du wissest es nicht."

„Pfui!" antwortete Erich, „da müßt' ich ja lügen, und die Schamröthe meiner Wangen würde mich bald verrathen."

Da sagte der Aelteste: „Erich hat recht. Hört, ich weiß ein anderes Mittel. Sieh! Erich, wir wollen sie pflücken; dann kannst du darauf schwören, du hättest es nicht gethan." — Dem stimmten Erich und

die andern bei, und brachen die Früchte und verzehrten sie unter einander.

Als nun die Dämmerung kam, giengen die Knaben nach ihrer Heimath. Erich aber blieb noch im Garten, denn er scheute das Angesicht seines Vaters, und wenn er die Thüre des Hauses hörte, erschrak er, und es grauete ihm in der Dämmerung.

Da kam der Vater selbst, und als Erich seinen Fußtritt vernahm, lief er eilends gegen die andere Seite des Gartens, wo sein eigenes Gärtchen war Der Vater aber gieng, und sah, wie sie die Bäumchen beraubt hatten und rief: „Erich! Erich! wo bist du?“ — Als der Knabe seinen Namen hörte, da erschrak er noch mehr und zitterte.

Aber der Vater kam zu ihm und sprach: „Ist das dein Geburtsfest und mein Dank, daß du meine Bäumchen beraubest?“

Erich antwortete darauf und sprach: „Ich habe die Bäume nicht angerührt, mein Vater! Vielleicht hat es einer der Knaben gethan!“

Da führte ihn der Vater in das Haus, und stellte Erich vor sich in der Helle des Lichtes, und sagte zu ihm: „Willst du deinen Vater noch täuschen?“

Da erblaßte der Knabe und zitterte, und gestand es dem Vater mit Thränen und Flehen.

Der Vater aber sagte: „Von nun an bleibt dir der Garten verschlossen.“

Darauf wandte sich der Vater. Erich aber konnte die ganze Nacht nicht schlafen; ihm grauete im Dunkeln, er hörte das Pochen seines Herzens, und wenn er schlummerte, erschreckten ihn Träume. Es war die schlimmste Nacht seines Lebens.

Des andern Tages erschien Erich blaß und verzagt und die Mutter jammerte des Knaben. Darum sprach sie zu dem Vater: „Siehe! Erich trauert und ist sehr bekümmert, und der verschlossene Garten ist ihm ein Bild des verschlossenen Vaterherzens.“

Der Vater antwortete: „Das soll er, darum habe ich den Garten verschlossen.“

„Ach!“ sagte die Mutter, „er beginnet so traurig das neue Jahr seines Lebens.“

„Damit es ihm ein freudiges werde,“ antwortete der Vater.

Nach einigen Tagen sagte die Mutter abermals zu dem Vater: „Ach! ich fürchte, Erich könnte an unserer Liebe verzweifeln.“

„Nicht doch,“ erwiederte der Vater, „dem wird sein schuldiges Herz widersprechen. Bisher genoß er unserer Liebe; jetzt lern' er sie erkennen und verehren, damit er sie von neuem gewinne.“

„Aber,“ sagte die Mutter, „erscheinet sie ihm nicht in gar zu ernster Gestalt?“

„Freilich,“ antwortete der Vater, „als Gerechtigkeit und Weisheit. Aber so lerne er, im Bewußtseyn seiner Schuld, sie fürchten und ehren. Dann wird sie zu seiner Zeit ihm wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt erscheinen und er von neuem ohne Furcht sie Liebe nennen. Das wird er; solches verbürgt mir sein Trauern.“

Als wiederum einige Zeit verflossen war, kam Erich des Morgens aus seinem Schlafgemach ruhig und mit heiterem Angesichte. Und er hatte alle Geschenke und Gaben seiner Aeltern zusammengelegt in

ein Körbchen; das trug er und setzte es vor seinen Vater und seine Mutter.

Da fragte der Vater: „Was willst du, Erich?“ — Und der Knabe sprach: „Ich bin nicht werth gewesen der Geschenke und Liebe meiner Aeltern; so bringe ich die Gaben, die ich nicht verdiene. Aber mein Herz zeuget mir, daß von nun an ein neues Leben in mir beginnet. O! so vergebet mir, und nehmet mich und alles, was ich von eurer Liebe empfieng, zum Opfer.“

Da schloß der Vater sein Kind in die Arme, und küssete es, und weinete über ihm! Also that auch die Mutter.

Die Krone des Alters.

Wen der Schöpfer ehret, warum sollten den nicht auch Menschen ehren? Auf des Verständigen und Tugendhaften Haupt ist graues Haar eine schöne Krone.

Drei Greise feierten zusammen ihr Jubelfest, und erzählten ihren Kindern, woher sie so alt geworden?

Der Eine, ein Lehrer und Priester, sprach: „Nie kümmerte mich, wenn ich zu lehren ausgieng, die Länge des Weges; nie schritt ich anmaaßend über die Häupter der Jugend hinweg, und hob die Hände nie auf zum Segen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte; darum bin ich so alt worden.“

Der Andre, ein Kaufmann, sagte: „Nie habe ich mich mit meines Nächsten Schaden bereichert; nie ist sein Fluch mit mir zu Bette gegangen, und von meinem Vermögen gab ich gern den Armen; darum hat mir Gott die Jahre geschenket.“

Der Dritte, ein Richter des Volks, sagte: „Nie nahm ich Geschenke; nie bestand ich starr auf meinem Sinn; im Schwersten suchte ich mich jederzeit zuerst zu überwinden; darum hat mich Gott mit meinem Alter gesegnet.“

Da traten ihre Söhne und Enkel zu ihnen heran, küsseten ihre Hände, und kränzten sie mit Blumen. Und die Väter segneten sie und sprachen: „Wie eure Jugend, sey auch euer Alter! Eure Kinder seyen euch, was ihr uns seyd, auf unserm greisen Haar eine blühende Rosenkrone.“

Das Alter ist eine schöne Krone; man findet sie nur auf dem Wege der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit und Weisheit.

Alles zum Guten.

Ein Frommer Weiser im Morgenlande kam vor eine Stadt, deren Thore geschlossen waren; niemand wollte sie ihm öffnen; hungrig und durstig mußte er unter freiem Himmel übernachten. Er sprach: „Was Gott schickt, ist gut,“ und legte sich nieder.

Neben ihm stand sein Esel, zu seiner Seite eine brennende Laterne, um der Unsicherheit willen in derselben Gegend. Aber ein Sturm entstand und löschete sein Licht aus; ein Löwe kam und zerriß seinen Esel. Er erwachte, fand sich allein und sprach: „Was Gott schickt, ist gut.“ Er erwartete ruhig die Morgenröthe.

Als er an's Thor kam, fand er es offen, die Stadt verwüstet, beraubt und geplündert. Eine Schaar Räuber war eingefallen, und hatte eben in dieser Nacht

die Einwohner gefangen weggeführt oder getödtet. Er war verschonet. „Sagte ich nicht," sprach er, „daß alles, was Gott schickt, gut sey?" nur sehen wir meistens am Morgen erst, warum er uns etwas des Abends versagte.

Dank gebiert Freude.

Die Sonne war bereits hinter der dämmernden Waldhöhe eingesunken; die Abendröthe färbte den Schnee mit einem zarten Roth, so daß es schien, als wäre ein leichter rosiger Schleier darüber hingeworfen; die Nachtluft wehete schärfer in den bereiften Baumzweigen, und schon fing oben am Himmel hin und wieder ein Sternlein an funkelnd aufzutauchen: da kehrte Vater Gerhard mit Weib und Kindern, mit Knaben und Mägdlein, von der Eisbahn, wohin der heitere Nachmittag das ganze Haus gelockt hatte, fröhlich zurück. Die kleine Bertha wurde von Vater und Mutter abwechselnd auf den Armen getragen; die Andern giengen oder sprangen nebenher oder voraus, und ließen manchen Schneeball in die Luft steigen, oder in die dunkeln Aeste der Tannen fliegen, die schneebedeckt einzeln am Wege standen, und dann tausend blitzende Funken herunterregneten.

So kam man bald und vergnügt daheim an.

„Aber Mütterchen!" sagte Fritz, der älteste Knabe, „ist solch ein heller Wintertag nicht eine gar herrliche Gottesgabe, und ein solcher Gang nach der Eisbahn nicht eine köstliche Lebenserfrischung?"

„Ja wohl ist es so!" erwiederte diese; „man bringt ein gestärktes, zugleich aber auch dankbares Herz mit

nach Hause, und arbeitet dann noch einmal so gern und so leicht als vorher. So wird die Freude an Gottes Gaben wiederum zu einer neuen Gabe für unser Herz.«

„Wie meinst du das, liebe Mutter?« fragte Marie mit sinnigen Nachdenken.

Und die Mutter zog den Liebling an ihr Herz, und begann nun also:

„Siehe, alles, was du erblicken magst in der Natur, wie im Menschenleben, Alles ist, wenn wir es recht nehmen, eine Gabe Gottes. Die Tanne mit ihren schneeumwobenen Aesten und den Zweiglein voll blinkender Eiszapfen, wie das Eis, das über Teich und Strom als kristallene Brücke sich spannt — das singende Vöglein in der Luft und das duftende Blümlein auf der Wiese — der bunte Falter mit der leichten Schwinge und der kühne Adler mit dem Auge, das der Sonne in's Antlitz schaut — der junge Morgen wie der sinkende Tag — das Lüftchen, das mit Blüthen und Blättern spielt, und der Sturm, der gewaltig Eichbäume ausreißt, und wüthend durch Länder und über Meere dahinjagt — die Freude, die dein Herz hüpfen und guter Dinge macht, wie der Schmerz, der dir Thränen in's Auge treibt — Alles kommt aus Gottes Hand, ist eine Gabe des Himmels.«

„Nun giebt es aber viele Menschen, die das nicht erkennen, weil sie leichtsinnig dahinleben und nicht Acht haben auf den Finger Gottes, der so oft sichtbar wird, oder weil sie zu zerstreut, zu sehr in weltliche Händel verwickelt sind, als daß sie sich Zeit nähmen, auf das Höhere in der Natur und im Leben zu merken, oder aber auch, weil sie aus Herzenshärtigkeit und innerer Verdorbenheit verschmähen, nach Dingen zu fragen, die ihnen ein Aergerniß und eine Thorheit sind. Diese neh-

men freilich nirgendwo Gaben des Höchsten wahr: denn sie meinen, das komme Alles von selbst so, es sey da, weil es nun einmal da sey, und entbehren daher, weil ihr Herz sich nicht zum Danke aufgefordert fühlt, eine Freude, die wohl zu den schönsten und reinsten des Lebens gehört.«

»Andre dagegen,« fuhr die Mutter fort, »die mit aufmerksamen Augen auf die Wunder der Allmacht schauen, und deren Ohr den Tönen, die von Oben herab wehen, gern und kindlich lauscht, finden in Allem, was sie sehen und hören, die Spuren ewiger Liebe mehr oder weniger deutlich abgedrückt. Und wenn sie hinausgehen zur Frühlingszeit, wo Blüthen und Blätter, Gras und Halme über Berg und Thal ausgegossen, und die Wälder und die Lüfte mit fröhlichen Liedern belebt sind, so sagt ihr gerührtes, entzücktes Herz: Das hat der Herr gethan! — Und wenn sie die Halme auf der Flur zu Aehren schießen, und sich diese mit goldnen Körnern füllen, und sie die Blüthen in bunte Früchte sich verwandeln und die Trauben am Hügel sich färben sehen, so sagen sie: Der Oben giebt Gedeihen! — Und wenn sie dann einsammeln die schweren Garben, und die Fülle des Obstes und der Rebe süßen Saft, und was sonst noch der Herbst gezeitigt hat, so sagen sie erfreut: Der Segen kommt von Oben! — Und wenn der Winter die Erde, wie jetzt, mit weißen Flöckchen zugedeckt hat, so sagen sie still, an ihren eigenen Schlaf im Leichentuche denkend: Der liebe Gott lässet die Erde mit ihren Kindlein ausruhen, bis der Frühling wiederkehrt. — Und wenn ihr Herz fröhlich und guter Dinge ist, und das Glück ihnen lächelt, so daß Alles, was sie beginnen, wohl gelingt, dann spricht die Lippe ein freudiges: Wir

danken dir! — Und wenn Leiden über sie kommen, und ihr Herz schwerbeängstigt seufzt, und das Auge Schmerzensthränen vergießt, so sagen sie: Auch diese kommen aus derselben Hand, die uns vorher Freuden zumaaß, aus der Hand unsers Vaters im Himmel! — Und sie haben Trost und Hoffnung die Fülle und Frieden immerdar.«

»Seht! solche Menschen sind glücklich zu preisen. Dank und Freude wohnen beständig bei ihnen als liebe Genossen. Was sie sehen und hören, ist nichts Todtes, nichts Aeußeres mehr; sie fassen es, als etwas Lebendiges in ihr Gemüth, und verwandeln es also in Inneres, und machen es sich zum Eigenthum. Und das war meine Meinung, als ich vorhin sagte: daß die Freude an Gottes Gaben zu einer neuen Gabe für unser Herz werde.«

Alle dankten der Mutter für die schöne Belehrung.

Vater Gerhard, der indeß still da gesessen und gleichfalls mit zugehört hatte, nahm jetzt das Wort und sagte: »Ja Kinder! die Mutter hat ganz recht! Eine Gabe will nicht blos empfangen, sondern auch dankbar genossen seyn! So beschenkt Gott uns alle zu jeder Jahreszeit, an jedem Tage, ja in jeder Stunde, in der Jugend wie im Alter. Aber Viele nehmen die Gabe hin, ohne dabei an Den zu denken, der sie reichte. Wer dieß thut, den übertrifft sogar manch Thier, das doch keine Vernunft, kein Gefühl hat! Und ist es denn nicht ein schönes Vorrecht des Menschen, danken, das Empfangene in der Erinnerung an den milden Geber fröhlich genießen zu können?«

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Nathan	1
Die Blumenlese	3
Das bittere Blümchen	7
Die Röslein	8
Die Erde und das Leben	10
Die Schutzwehr	12
Die Feuerlilie	13
Die Moosrose	18
Der Geburtstag der Mutter	19
Die Rose	23
Die Blüthe	24
Die Blumenbeeten	25
Die Rosenknospe	26
Die Orangen	29
Die Pfirsiche	33
Der irdische und himmlische Segen	34
Die Aerndte	37
Die Aehre und die Distel	38
Das Rohr	39
Der Tulpenbaum	43
Der Weinstock	44
Das Bäumchen	46
Die Wespe	48
Das Kanarienvögelchen	50
Das Storchnest	51
Das Rothkehlchen	53
Die Spinne	54

Die Schöpfung der Raupe 56
Der Schmetterlingsfang 61
Die Kutschfahrt 62
Der Probierstein 65
Das Kaleidoskop 65
Die Fahrt über den Strom 68
Das Gewissen 69
Der Weg der Pflicht 72
Die Augen Gottes 73
Böser Umgang 76
Der unvergängliche Schatz 77
Die Holzlese 78
Der unbestimmte Lohn 80
Die Feierstunden 82
Der Spaziergang 84
Der See 89
Die Morgenröthe 94
Der Sonnenaufgang 95
Die untergehende Sonne 99
Der Vogelsteller 101
Der Steuermann 102
Drei Freunde 103
Die sieben Kindlein 105
Der Zweikampf 106
Wohlthätigkeit 108
Die Freundschaft 110
Das Gebet 111
Die wahre Reue 113
Die Sünde 113
Die Krone des Alters 117
Alles zum Guten 118
Dank gebiert Freude 119

Die Schöpfung der Raupe 56
Der Schmetterlingsfang 61
Die Kutschfahrt 62
Der Probierstein 65
Das Kaleidoskop 65
Die Fahrt über den Strom 68
Das Gewissen 69
Der Weg der Pflicht 72
Die Augen Gottes 73
Böser Umgang 76
Der unvergängliche Schatz 77
Die Holzlese 78
Der unbestimmte Lohn 80
Die Feierstunden 82
Der Spaziergang 84
Der See 89
Die Morgenröthe 94
Der Sonnenaufgang 95
Die untergehende Sonne 99
Der Vogelsteller 101
Der Steuermann 102
Drei Freunde 103
Die sieben Kindlein 105
Der Zweikampf 106
Wohlthätigkeit 108
Die Freundschaft 110
Das Gebet 111
Die wahre Reue 113
Die Sünde 113
Die Krone des Alters 117
Alles zum Guten 118
Dank gebiert Freude 119

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rebau, Heinrich, 1792-1852

Ausgewählte Parabeln zur Bildung des Geistes und Herzens

Augsburg 1840

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 2001#(Beibd.

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259837-6